Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmitt[illegible] 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit abe[illegible] Festtagen, bleibt selbe ge[illegible]

[illegible]ibliothek,

[illegible]München.

Der Geheimrath.

Ein Lebensbild

von

Max Ring.

1857.

Prag & Leipzig,

Verlag von J. L. Kober.

Erstes Kapitel.

Wir befinden uns in einem neuen Theile der Hauptstadt, welcher vorzugsweise mit dem Namen „das Geheimrathviertel" halb im Ernst, halb im Scherz belegt wird. Die Häuser sehen einander meist ähnlich, große stattliche Gebäude mit hellen Fensterscheiben, vor denen Blumentöpfe stehen. Die Straßen sind still ohne Geräusch; nur zuweilen hört man durch die halbgeöffneten Fenster den Ton eines Klaviers und erhascht die Bruchstücke eines beliebten Salonstückes oder eines Schubert'schen Liedes. Dann und wann begegnet man einem Manne in schwarzem Leibrock mit weißer Binde, der mit abgemessenen Schritten und im vollsten Bewußtsein seiner Würde an uns vorüberschreitet. Man sieht ihm schon von weitem an, daß er auf seinen Schultern die Last des Staates

tragen hilft, daß er ein Rad in der mächtigen Regierungsmaschine ist. Er eilt nicht wie der schnelle Geschäftsmann, noch schlendert er wie der bedächtige Bürger; sein Schritt hält die richtige Mitte zwischen einem mäßigen Pflichteifer und behaglicher Selbstbeschauung. Er weiß, daß er nicht zu spät kommt, daß er sich bei seinen Arbeiten nicht zu übereilen braucht. Die Kontrole ist nicht allzustreng, und da er auf seinem Bureau die erste Stelle einnimmt, so ist er vollkommen Herr seiner Zeit. Zugleich gibt ihm der Gedanke, daß er vierteljährig seinen bestimmten Gehalt bezieht, ein festes und sicheres Auftreten. Freilich reicht das Geld nicht immer aus, besonders wenn man eine zahlreiche Familie besitzt, die man „standesgemäß,“ erziehen will. Dann fehlt es nicht an Sorgen, und der klingende Titel entschädigt nicht für die mangelnden Mittel. Trotz den breiten, eleganten Straßen der feinen Wohnungen, der eleganten Einrichtung findet man so manche traurige und betrübte Existenz in dem schönen Geheimrathviertel. Es ist nicht alles Gold, was glänzt, und der äußere Schein der Wohlhabenheit und selbst des Luxus verbirgt häufig nur ein Elend, das umso unerträglicher wird, da es sich nicht offen zeigen darf. Die Söhne wollen die großen Herren spielen,

die Töchter wachsen heran und verlangen eine theuere Erziehung, eine kostspielige Toilette. Man will sie an den Mann bringen und führt sie in die Gesellschaft ein; sie gehen auf Bälle, und man gibt selbst im Interesse der Kinder wieder Gesellschaften, Thé dansants und Familienbälle, wenn man auch noch so schmal das Abendbrot einrichtet und die Gäste hungern läßt, die gemietheten Klavierspieler noch so schlecht bezahlt; es kostet doch und die mäßigen Einnahmen wollen nicht ausreichen. Dann kommen Schulden, tausend Verlegenheiten und fortwährende Unruhe im Hause. —

Gewiß thut daher der Viktualienhändler, der da unten im Keller wohnt und seine reichliche Nahrung hat, Unrecht, den Geheimrath um seine Stellung zu beneiden; dennoch thut er es. So sind einmal die Menschen; keiner ist mit seiner Stellung zufrieden, und doch hat der Mann alle Ursache sein Geschick zu preisen. Er hat bereits in seinem Geschäft eine für seine Verhältnisse ansehnliche Summe erspart, und wenn er so fortfährt, kann er mit der Zeit noch ein wohlhabender Mann werden. Er muß freilich den ganzen Tag sich plagen und arbeiten, aber dafür schmeckt das Essen umso besser und er schläft vollkommen sorgenfrei. Jetzt hat er gerade einen

Augenblick freie Zeit und er steht vor der Kellerthür mit seiner Frau, er sieht die Straße herunter und denkt sich gar nichts, denn er ist kein Freund von vielem Denken. Zuweilen thut er einen Zug aus seiner Pfeife, die ihm ganz vortrefflich mundet; er bläst den blauen Rauch vor sich her und freut sich, wie dieser allerlei zierliche Kreise, Schleifen und Figuren bildet, bis er in der klaren Luft verschwindet. Zu seinen Füßen spielt sein Knabe von vier Jahren mit dem Haushund und wälzt sich mit dem zottigen Busenfreund auf dem Trottoir herum. Die Frau des Viktualienhändlers steht dabei und entscheidet die kleinen Zwistigkeiten, welche selbst zwischen den besten Freunden nicht ausbleiben, mit der größten Unparteilichkeit, indem sie bald den Hund und bald das Kind mit einem leichten Schlage zur Ruhe bringt. Sonst ist es auf der ganzen Straße und besonders in dem Hause vollkommen ruhig, wie es immer in den heißen Nachmittagsstunden eines Julitages hier zu sein pflegt. Selbst das vielgequälte Klavier der Geheimrathstöchter feiert seine Siesta, die ihm gewiß zu gönnen ist. — Diese Stille wurde jedoch mit einemmale durch das Rollen eines Wagens unterbrochen, er kam immer näher und näher, bis er vor der Thür des Hauses hielt. Der Viktualien-

händler wurde durch dieses Ereigniß aus seinen Träumen aufgerüttelt, denn der Kutscher verlangte ein Glas Weißbier, das er fast mit einem Zuge hinunterstürzte, wobei ihm die flüchtige Kohlensäure dermaßen in die Nase prickelte, daß er mehreremale laut niesen mußte. Unterdeß war der mit der Equipage angekommene Lohnbediente in das Haus getreten und die breite Treppe hinaufgeeilt. Die Frau wehrte dem Knaben, der durchaus mit den Pferden näher bekannt zu werden wünschte; was sie jedoch nicht abhielt, mit dem Rosselenker ein Gespräch anzuknüpfen, um mit echt weiblicher Neugierde den Grund seiner Anwesenheit vor dem Häuse zu erfahren.

„Wen holen Sie denn eigentlich ab?“ fragte sie, nachdem die nöthige Einleitung bereits getroffen war.

„Na! den Herrn Geheimrath Reisland, wie mir mein Herr befohlen hat. Wir fahren ins englische Haus, wo heute eine große F e t e r e i gegeben wird. Ich sage schon, so ein Geheimrath hat das schönste Leben von der Welt, wenig zu thun, anständige Bezahlung und alle Tage das beste Essen und Trinken, während Unsereins kaum satt wird bei d i e schlechte Zeiten.“

„Da haben Sie ganz recht, Kutscher!“ bemerkte

der Viktualienhändler. „So ein Geheimrath weiß gar nicht, wie er seinem Schöpfer danken soll. Er steht um acht Uhr auf, zündet sich seine feine Ziehgarre an, trinkt seinen Mokka und geht dann um Zehn oder gar erst um halber Elf auf sein Bureau, wo er sich auch nicht wehthut. Da schreibt er ein paarmal seinen Namen drunter, dann sagt er guten Morgen und geht wieder nach Hause. Wenn der Erste kommt, holt er sich sein Geld von der Kasse ab, oder läßt es sich gar vom Regierungsboten bringen. So ein Leben könnte mir auch gefallen."

„Und die Akten, die er zu Hause durchlesen muß," entgegnete die Frau, „die rechnest Du für gar nichts. Jeden Tag kommt der Wagen angefahren und der Diener trägt einen ganzen Berg hinauf."

„Bah! Es wird wohl auch nicht so schlimm sein. Etwas muß doch der Mensch fürs Geld thun. Wenn der Herr Geheimrath auch nicht fertig wird, so schadet's ihm nichts. Er läßt die Akten liegen, solang es ihm gefällt. Das weiß ich besser; denn ich habe schon mehr wie einen Prozeß geführt. Da kann Einer warten, bis er schwarz wird, wenn die Herren keine Zeit haben, oder nicht arbeiten wollen." —

Der Kutscher nickte beistimmend mit dem Kopf und die Frau des Viktualienhändlers schickte sich an,

ihrem Mann, wie gewöhnlich, zu widersprechen, als sich die Thüre des Hauses öffnete und der Geheimrath, von dem Lohnbedienten gefolgt, unter derselben in eigener Person erschien. Er mochte ein angehender Fünfziger sein, eine hohe, fast imposante Figur, welche durch die prächtige Uniform, die er zu Ehren des heutigen Festessens trug, nur noch mehr hervorgehoben wurde. In dem Knopfloche des gestickten Leibrockes hing eine kleine goldene Kette, an der schon einige Orden sich schaukelten, die aber noch Platz für die noch zu erwartenden Auszeichnungen zu bieten schien. Sein glatt rasirtes Gesicht steckte zumtheil in einer stattlichen weißen Binde. Ein Galahut, mit Federn besetzt, bedeckte die hohe, gefurchte Stirn und das ins graue spielende Haar. Dieser ungewohnte Staat vermehrte noch den Ausdruck von Vornehmheit, den sein ganzes Wesen zur Schau trug und gab ihm das Gepräge einer selbstbewußten Wichtigkeit. Nur dem tieferen Menschenkenner mochte sich die Bemerkung im längeren Umgange mit ihm aufdrängen, daß diese angenommene Würde vielleicht nur der Deckmantel eines nicht allzufesten Charakters war. Den grauen, aber unruhigen Augen fehlte es nicht an Bedeutsamkeit und geistigem Leben, während die untere Partie des Mundes und besonders

das herabhängende Kinn eine bedenkliche Schlaffheit zeigte. Indeß galt der Geheimrath als ein geschickter und gewandter Arbeiter, der die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten im vollsten Maße genoß, und bei der Regierung wegen seiner Brauchbarkeit und Verwendbarkeit vorzüglich angeschrieben stand. Er hatte vermöge dieser Eigenschaften eine im ganzen sehr schnelle Karriére gemacht und die erste offene Präsidentenstelle war ihm bereits sogut wie zugesichert. Seine Neider, und solche hat wohl auch der beste Mann, schrieben die allerdings auffallend rasche Beförderung dem Einflusse seiner Frau zu, der er, wie man sich im Vertrauen zuflüsterte, seine ganze Stellung zu verdanken hatte. Sie war nämlich die Tochter des verstorbenen Kabinetsraths Arnold, der bis zu seinem Tode das ganze Vertrauen und den steten Zutritt bei der hohen Person des Fürsten selber genoß. Als junger Assessor war Reisland in das Haus des einflußreichen Mannes gekommen, wo er sich um die Hand der ältesten Tochter bewarb. Er erhielt dieselbe und legte somit den Grundstein zu seinem Glück, denn in kurzer Zeit fehlte es ihm nicht an Anerkennung, Beförderung und besserer Besoldung. Es wurden ihm verschiedene Kommissionen oft sehr delikater Natur übertragen, welche er jedoch

sämmtlich zur Zufriedenheit der Regierung führte, und die ihn häufig in persönliche Berührung mit dem Hofe und selbst mit dem Monarchen brachten. Durch den Tod seines Schwiegervaters wurde wesentlich nichts geändert; Reisland stand bereits so fest, daß er keine weitere Stütze brauchte und seinen Weg allein ohne jede Beihilfe verfolgen konnte. Der Kabinetsrath hatte zwar nicht ein so großes Vermögen hinterlassen, als sein Schwiegersohn vielleicht erwartete; aber die Summe von fünfzigtausend Thalern, welche aus der Erbschaft ihm oder vielmehr seiner Frau zufiel, war ein ganz angenehmer Zuschuß zu den sich mehrenden Ausgaben seiner mit der Zeit herangewachsenen Familie. — Mit den Zinsen dieses Kapitals und seinem nicht unansehnlichen Gehalt führte der Geheimrath allerdings bisher ein sehr glückliches Leben, und der Viktualienhändler, welcher Stiefke hieß, schien keineswegs so ganz Unrecht zu haben, wenn er mit einer Mischung von Verehrung und stillem Neide zu dem Geheimrath emporschaute. Dieses Gefühl war in dem Augenblick besonders rege, wo Reisland sich mit vornehmer Nachlässigkeit auf die Polster des Wagens niederfallen ließ und dem Kutscher den Befehl ertheilte, nach dem engli-

schen Hause zu fahren, wo ein köstliches Diner seiner wartete.

Geblendet von der glänzenden Erscheinung starrte der Viktualienhändler ihr noch lange nach, bis die elegante Equipage um die Ecke bog. Die Summe seiner Gedanken machte sich durch einen tiefen Seufzer Luft.

„Wird der wieder essen," sagte er zu seiner daneben stehenden Ehehälfte. „Und trinken wird er die feinsten Weine. Da ist nichts gut genug: Champagner, wo die Flasche zwei Thaler und zehn Groschen kostet, und das schöne Gefrorene. Das Wasser läuft Einem ordentlich im Munde zusammen, wenn man nur daran denkt. Ja, ja, Unsereiner muß sich plagen und schinden und dem fliegen, sozusagen, die gebratenen Tauben ins Maul."

Plötzlich fielen die Augen des Redners auf seinen Knaben, der wieder mit dem Hunde spielte, nachdem die Pferde, welche ihn für einige Zeit seinem Busenfreunde entführt hatten, verschwunden waren.

„Der Junge muß mir auch studiren," rief der Viktualienhändler laut und mit der Bestimmtheit aus, welche ein fest gefaßter Entschluß zu geben pflegt.

„Wo denkst Du hin, Christian!" wandte die

vernünftigere Frau ein. „Studiren kostet Geld und nicht alle studirte Leute sind darum glücklich. Ich kenne so manchen gelehrten Hungerleider, der gern mit uns tauschen möchte."

„Dann hat er's nur nicht recht verstanden. Unser Junge hat schon heute einen guten und anstelligen Kopf. Wo er ein Buch erwischt, da steckt er die Nase 'rein. Weißt Du noch, wie er neulich das Zeitungsblatt nahm und uns daraus vorgelesen hat, als verstünde er wirklich etwas davon? Du selber hast die Hände über den Kopf vor Verwunderung zusammengeschlagen. Es bleibt dabei, der Schelm muß mir studiren, damit er einmal etwas Großes wird."

„Kommt Zeit, kommt Rath," erwiederte sie anscheinend nachgiebig. „Wir wollen uns nicht um ungelegte Eier kümmern. Wer weiß, wie Du darüber denken wirst, wenn es erst soweit mit dem Jungen ist. Komm lieber statt da zu spintisiren und hilf mir die Bierflaschen rein machen. Dann wollen wir Kafé trinken." Damit ging die Frau in den Keller und der Viktualienhändler folgte ihr gehorsam nach, indem er den künftigen Geheimrath oder gar Staatsminister an der Hand nahm und

trotz seinen schreienden Protestationen von der Straße in den Keller führte.

Unterdeß fuhr der Wagen mit dem Geheimrath Reisland durch das Thor und gelangte so aus dem stilleren Stadttheil in die lebendigeren Straßen der Residenz. Bekannte grüßten, die ihn begegnenden Subalternen zogen tief den Hut; wohin er blicken mochte, überall fand er befreundete oder unterthänige Gesichter und es fehlten ihm nicht die Beweise dafür, daß er in allgemeiner Achtung stand.

Er fühlte, daß er Etwas zu bedeuten habe, daß er eine hervorragende Stellung in der Hauptstadt einnehme. Dieses Bewußtsein versetzte ihn in eine heitere Stimmung, und wie er so dahin rollte in der schönen Equipage, von allen Seiten geehrt und auch gekannt, überkam ihn ein gewisser Stolz, wie er es bereits so weit gebracht; und die Hoffnung, daß er noch nicht am Ziele seiner Laufbahn stehe. Diese angenehme Empfindung wurde noch wo möglich erhöht, als er auf seinem Wege dem Monarchen selbst begegnete und dieser den ehrfurchtsvollen Gruß des Geheimraths durch eine herablassende Kopfbewegung und ein wohlwollendes Lächeln erwiederte. Reisland hatte sich gewiß nicht getäuscht, wenn er annahm, daß der gnädige Fürst sich seiner treuen Dienste er-

innerte und ihm persönlich wohlwollte. Es konnte ihm gar nicht fehlen und in Gedanken sah er sich bereits als Präsident. — Während er sich noch in diesen angenehmen Träumen wiegte, drohte bereits ein Ungewitter an dem Horizonte seiner heiteren Laune aufzusteigen. Zufällig fielen seine Augen auf die Gestalt eines jungen Mannes von sechs- bis achtundzwanzig Jahren, der aus einem an der Straße liegenden Kaufladen trat. Beider Blicke kreuzten sich in demselben Moment und dieses Zusammentreffen schien eine gleiche erschütternde Empfindung bei den betheiligten Personen hervorzubringen. Der junge Mann grüßte mit unverkennbarer Befangenheit und sah fast mit bittenden Geberden, wie um Verzeihung flehend, zu dem Geheimrath empor, der sich zürnend und kalt abwendete, als wollte er von dem Grüßenden auch nicht die geringste Notiz nehmen. Dieser starrte dem dahineilenden Wagen tief erschüttert nach und fuhr mit der Hand über die feuchten Augen, um eine hervorquellende Thräne zu verwischen; dann, wie von einem plötzlichen Entschluß gefaßt, schlug er die entgegengesetzte Richtung nach dem Thore ein. — Auch den Geheimrath schien diese unerwartete Begegnung unangenehm berührt zu haben. Eine finstere Wolke des Unmuths lagerte sich auf seiner

Stirn und das frühere selbstgefällige Lächeln war von seinen schmalen Lippen verschwunden. Sogar ein Seufzer entrang sich seiner Brust; die Verstimmung, welche sich seiner Seele bemächtigt hatte, machte sich in den Worten Luft: „Muß der Unglücksmensch mir gerade jetzt begegnen!“ — Er suchte jedoch bald wieder Herr seiner Stimmung zu werden und als der Wagen vor dem Portale des englischen Hauses hielt, war sein Gesicht glatt und ungetrübt wie der Spiegel des Meeres, dem man auch nicht den eben vertobten Sturm anzusehen vermag; nur um den schlaffen Mund zitterte die eben erlebte Aufregung in einem leisen, unheimlichen Zucken nach. In fester Haltung trat er jetzt in den Saal, wo das Jubiläum eines achtungswerthen Staatsdieners mit einem glänzenden Festessen gefeiert werden sollte. Bereits hatten sich die Spitzen der Behörden hier versammelt, darunter der Minister selbst, um dem würdigen Greise ihre Glückwünsche darzubringen. Der Geheimrath zählte zu den intimeren Freunden desselben und sein Erscheinen machte sichtlich auf den Jubilar den angenehmsten Eindruck.

„Ich habe Sie erwartet,“ sagte dieser, ihm die Hand entgegenstreckend. „Wußt' ich doch, daß Sie nicht ausbleiben würden an meinem Ehrentage. Sie

sind seit Jahren schon mein bester Freund, ich möchte fast sagen, mein einziger."

„Und ich bin stolz auf diesen Vorzug; nur wünsche ich noch meine Freundschaft in irgendeiner Weise Ihnen bethätigen zu können."

„Das kann schneller kommen als Sie denken. Ich habe diese Tage mein Testament gemacht und Sie zum Vollstrecker desselben ernannt. Den Dienst dürfen Sie mir nicht abschlagen."

„Gewiß nicht; nur begreife ich nicht, wie Sie gerade heute und an einem solchen Freudentage daran denken?"

„Ich fürchte," bemerkte mit einem leisen Anflug von Humor der Jubilar, „daß die allzugroße Ehre und Freude, die mir von allen Seiten heute zutheil geworden ist, mich noch erdrücken wird. Wäre es nach mir gegangen, so hätte ich am liebsten den seltenen Tag in tiefster Zurückgezogenheit mit meinen alten Freunden und meinen alten Erinnerungen zugebracht. Das ging aber nicht an und so muß ich denn mit meinem schwachen Magen einem Festessen beiwohnen, das ich nicht mehr vertragen kann und das mich tödten würde, wenn ich wirklich von dem Speisezettel Gebrauch machen sollte. Ja, ja, mein lieber Freund! Göthe hat ganz Recht: ‚Was man in der Jugend sich

wünscht, hat das Alter in Fülle.' Freilich dann kann man keinen Gebrauch mehr davon machen. Was nützen Einem die schönsten Genüsse, wenn unsere Organe abgestumpft sind, wenn wir keine Zähne mehr zum Beißen haben und die Zunge nicht mehr zum Schmecken taugt?"

„Sie scherzen doch nur; ich finde Sie rüstiger als je."

„Der Schein trügt und die siebzig Jahre, die ich auf dem Rücken trage, sind eine schwere Last; sie drücken Einen zu Boden und endlich führen sie ins Grab. Daran hab' ich auch gedacht und darum mein Haus in Zeiten bestellt. Sie thun mir einen großen Gefallen, wenn Sie meinen letzten Willen ausführen wollen. Es ist dieß der einzige Freundschaftsdienst, den ich von Ihnen verlange. Wenn Sie das Amt übernehmen und für meine minorennen Erben das Bißchen Vermögen verwalten, das ich ihnen hinterlassen werde, so machen Sie mir das Scheiden leicht."

„Von Herzen gern und ich danke Ihnen für dieß ehrenvolle Vertrauen, welches Sie in mich setzen."

„Ich kenne Sie seit Jahren und schätze Sie als einen vollkommenen Ehrenmann. Also die Sache

ist zwischen uns abgemacht; Sie werden mein Testamentsexekutor."

Der Greis hielt dem Geheimrath die zitternde Hand entgegen, welche dieser mit Rührung ergriff und in der seinigen drückte. Leider hatte der Jubilar nur zu richtig die Nähe seines Todes geahnt; vierzehn Tage später war er nicht mehr am Leben. Ein plötzlicher Schlagfluß hatte ihn getroffen, er starb allgemein bedauert, in seinem Testament war der Geheimrath zum Vormund der noch minorennen Enkel und zum unumschränkten Verwalter des nicht unbedeutenden Vermögens derselben eingesetzt. —

Zweites Kapitel.

Zu derselben Zeit, wo Reisland dem Jubelfeste seines alten Freundes beiwohnte, eilte derselbe junge Mann, dessen Begegnung ihn so unangenehm ergriffen hatte, durch das Thor und nach dem Hause des Geheimraths selbst. Sein Herz pochte vor gewaltiger Aufregung, als er die Treppe hinaufstieg und den Klingelzug mit seiner zitternden Hand ergriff. Wie ein Dieb schrak er zusammen, sobald die Thür sich öffnete. Eine junge Dame von ungefähr drei-

undzwanzig bis vierundzwanzig Jahren im einfachen Hauskleide stand vor ihm. Das nicht schöne, aber sanfte Gesicht ließ auf innere Herzensgüte schließen, gepaart mit einer muthvollen Energie. Eine gewisse Aehnlichkeit war zwischen beiden leicht herauszufinden und deutete auf ein nahes verwandtschaftliches Verhältniß hin. Sie war die älteste Tochter des Geheimraths, Namens Martha, und der junge Mann ihr Bruder Friedrich. Es war eine lange Zeit schon vergangen, seitdem sich die Geschwister gesehen hatten; dieß durfte nur in Abwesenheit des Vaters und heimlich geschehen, da dieser aus mannigfachen Gründen dem Sohne sein Haus verboten und jede Verbindung mit ihm abgebrochen hatte. Friedrich war dem Geheimrath ein Dorn im Auge, weil er nach dessen Meinung der ganzen Familie nur Schande machte, obgleich man ihm eine wirklich straffällige Handlung nicht nachweisen konnte. Er sollte studiren, die große Karriére einschlagen und einst wo möglich eine reiche Partie schließen. All diese Wünsche, Aussichten und Hoffnungen gingen jedoch nicht in Erfüllung. Der Sohn hatte die Universität besucht und seine erste Staatsprüfung ehrenvoll bestanden; bei den Verbindungen des Geheimraths konnte ihm nach einigen Jahren eine vortheilhafte Anstellung

nicht entgehen. Dazu waren alle Aussichten vorhanden und umsomehr wurde der Vater gekränkt und erbittert, als der Sohn vielleicht durch eigene Schuld alle diese glänzenden Aussichten nach und nach vernichtete. Wie viele junge Leute in der Hauptstadt ließ er sich anfänglich von dem Strudel der Vergnügungen und Zerstreuungen hinreißen; er vernachläßigte seine Arbeiten und sein Studium, wodurch er die Unzufriedenheit seiner Vorgesetzten erregte. Dabei fehlte es ihm keineswegs an Geist und Talent, aber die mechanische Thätigkeit sagte ihm nicht zu und er glaubte zu etwas Höherem geboren zu sein, als einen gewöhnlichen Aktenmenschen einmal abzugeben. Er theilte in dieser Beziehung den allgemeinen Fehler der Jugend, welche fliegen will, bevor sie noch das Gehen gelernt hat, und die nicht begreift, daß das Genie zum großen Theile seine Erfolge dem von ihr verachteten und für philisterhaft verschrieenen Fleiße verdankt. Das Beispiel und die Ermahnungen des Vaters waren umsonst, da der Sohn in ihm nur den Typus des veralteten Beamtenthums, einen Repräsentanten des herrschenden Zopfes sah. So nahte die Zeit des zweiten Examens, der eigentlichen Staatsprüfung, womit die wirkliche Anstellung verbunden ist. Friedrich war nicht genü-

gend vorbereitet und hatte das Unglück bei der Prüfung durchzufallen. Der Geheimrath sah in diesem nicht seltenen Unfall eine persönliche Kränkung, eine ihm selber und der ganzen Familie widerfahrene Schmach. Statt den damals gebeugten Sohn, der jetzt den besseren Rathschlägen zugänglich geworden war, aufzurichten, überhäufte er diesen mit Vorwürfen und drohte seine Hand von ihm gänzlich abzuziehen. Dadurch wurde die Kluft zwischen beiden nur immer größer und Friedrich dem elterlichen Hause nach und nach gänzlich entfremdet. Er kehrte zu seinen alten Vergnügungen zurück, mehr um sich zu betäuben, als aus wahrer Neigung. Weil seine Mittel nicht ausreichten, so machte er Schulden, die schließlich der Vater bezahlen mußte. Es kam zu neuen heftigen Auftritten und der fast unvermeidliche Bruch wurde nur durch die Bitten der Mutter und der Geschwister noch aufgehalten. Plötzlich schien jedoch eine überaus günstige Veränderung mit dem bereits für verloren gehaltenen Sohne eingetreten zu sein; er gab seinen bisherigen leichten Lebenswandel auf, zog sich von allen Zeit und Geld kostenden Vergnügungen zurück und schien auch an der ihm verhaßten Arbeit wieder Freude zu gewinnen. Bald wurde auch der Grund dieser wohlthätigen Ver-

änderung bekannt. Friedrich hatte die Bekanntschaft eines jungen Mädchens gemacht, welches diesen günstigen Einfluß auf ihn ausübte. Rosalie war die Tochter einer Subalternenwitwe und ernährte sich und ihre Mutter von ihrer Händearbeit. Das war freilich nicht die reiche Schwiegertochter, wie sie sich der Geheimrath wünschte; deßhalb weigerte er sich auch entschieden, seine Einwilligung zu einer Verbindung seines Sohnes mit der ‚Nätherin' zu geben, als dieser seinen Segen forderte. Das Maß war voll; da Friedrich seine Liebe nicht aufopfern wollte, und das Mädchen gegen den Willen seiner Eltern zum Altare führte, so wurde er für immer aus dem Hause gestoßen und der Geheimrath zog seine Hand gänzlich von ihm ab. Ohne Geld und ohne Anstellung hätte er mit seiner Frau verkommen müssen, wäre diese nicht so tüchtig gewesen. Sie arbeitete nur noch unermüdlicher als zuvor und erhielt das kleine Hauswesen lediglich durch ihren Fleiß; aber die übertriebene Anstrengung drohte sie aufzureiben und ihre Gesundheit begann sichtlich zu leiden. Friedrich, der seine Frau von ganzer Seele liebte, dachte jetzt ernstlich einen Beruf zu wählen, um sich und die Seinigen zu ernähren. Die Beamtenkarrière war ihm zuwider, auch hatte er vor Jahr und Tag keine

Aussicht auf eine Anstellung, da er nicht mehr auf die Protektion des Vaters rechnen durfte. Gern hätte er bei einem beschäftigten Rechtsanwalt oder Notar die Stelle eines Hilfarbeiters, selbst eines gewöhnlichen Abschreibers angenommen, aber alle derartigen Posten waren besetzt und seine desfallsigen Schritte nutzlos. Zum Glücke fiel ihm bei, ein kleines Talent auszubeuten, von dem er bisher gar keinen Gebrauch gemacht hatte. Er zeichnete und malte besonders schöne Blumenstücke, und Rosalie hatte schon öfters nach diesen Mustern Stickereien angefertigt, welche großen Beifall fanden. Sie selbst machte ihn darauf aufmerksam, wie gesucht geschickte Zeichner in diesem Fache wären, und forderte ihn auf, einige Blumenstücke, welche müssig in seiner Mappe lagen, einem bekannten Fabrikanten anzubieten. Die Arbeit gefiel und Friedrich erhielt sogleich eine Reihe von Bestellungen, die nicht allein hinreichten, ihn vor Mangel zu schützen, sondern ihm sogar gestatteten, mit der Zeit eine kleine Summe zu ersparen. Mit dieser und einer zwar unbedeutenden, aber doch willkommenen Erbschaft, welche seiner Frau vonseiten eines alten Vaterbruders zufiel, begründete er auf Rosaliens Zureden ein eigenes Geschäft mit Stickereien und Stickmustern. Sein feines Benehmen, seine künstlerische

Bildung verschafften ihm bald einen bedeutenden Zuspruch, und seine Umstände verbesserten sich mit jedem Tage. Freilich hatte er im Anfange einen harten Kampf mit seinem eigenen Stolze und den Vorurtheilen der Welt zu bestehen, ehe er sich zu diesem ungewohnten Auskunftsmittel entschloß und statt ein Staatsdiener nur ein gewöhnlicher kleiner Kaufmann und Musterhändler wurde. Bald aber söhnte er sich mit seiner jetzigen Beschäftigung aus, besonders da sie ihm eine zwar beschränkte, aber sichere und angenehme Existenz verschaffte. — Mit diesem Schritte hatte sich jedoch Friedrich den letzten Weg zur Aussöhnung mit seinem Vater abgeschnitten. Vielleicht hätte ihm der Geheimrath noch seine Heirat mit der mißliebigen Nätherin verziehen, nie aber konnte und wollte er ihm diese Erniedrigung und Beschimpfung vergeben, wofür er die Handlungsweise seines Sohnes nahm. Der bloße Gedanke, daß der Name ‚Reisland‘ auf einem gewöhnlichen Aushängeschilde stand, daß sein eigener Sohn, von dem er sich einst so viel versprochen hatte, jetzt ein gemeiner Krämer geworden war, versetzte ihn in unaussprechliche Wuth. Erst jetzt hielt er sich für den unglücklichsten Vater auf der Welt, für beschimpft und auf jede mögliche Weise gekränkt. Kein Mitglied seiner Familie durfte

in seiner Gegenwart von Friedrich sprechen, jede Erinnerung an ihn war auf das strengste untersagt und den übrigen Geschwistern der Umgang mit dem ungerathenen Bruder förmlich verboten. Vergebens schrieb dieser die rührendsten Briefe an seinen Vater; er erhielt dieselben unerbrochen zurück; umsonst wandte er sich an die Mutter; die Geheimräthin theilte in dieser Beziehung ganz und gar die Ansichten ihres Gatten und lehnte entschieden jede Vermittlung ab. Nur seine Schwester Martha kehrte sich nicht an das väterliche Verbot und war Friedrich treu geblieben. Dieß geschah nicht aus Trotz, obgleich sie einen gewissen Widerspruchsgeist besaß, als vielmehr in der Ueberzeugung, daß der Bruder bereits hinlänglich für seine Verirrungen gebüßt habe. Sie hatte sich von Jugend auf gewöhnt, selbstständig zu beobachten und zu prüfen. Darum gerieth sie häufig in Zwiespalt mit der übrigen Familie, aber sie hatte es auch verstanden, durch ihre geistige Ueberlegenheit und unermüdliche Thätigkeit sich allen und besonders der kränkelnden Mutter unentbehrlich zu machen, so daß man sie ihren eigenen Weg gehen ließ. So kam es, daß sie Friedrich sah, daß sie die Bekanntschaft ihrer Schwägerin machte und dieselbe trotz aller Vorurtheile achten und lieben lernte. Sie besuchte ihren

Bruder zuweilen, obgleich dieß nur heimlich geschehen konnte, und unterhielt so noch einigermaßen seine Verbindung mit dem elterlichen Hause. Bisher hatte es jedoch Friedrich nicht gewagt, seit seiner Verstoßung dasselbe zu betreten; nicht mit Unrecht schrieb daher Martha diese unerwartete Erscheinung einem außerordentlichen Ereignisse zu.

„Friedrich!“ rief sie überrascht und erschrocken dem Eintretenden entgegen. „Wie kommst Du hierher? Denke an den Auftritt, den es gegeben hätte, wenn Du dem Vater begegnet wärst. Das ist nicht recht von Dir.“

„Ich wußte, daß der Vater fortgefahren ist; ich habe ihn unterwegs getroffen. Ach! er wandte sich ab, als ich ihn grüßen wollte. Es gab mir einen Stich durchs Herz und ich konnte mich kaum auf meinen Füßen erhalten. Wird denn dieser Haß niemals schwinden?“

„Nicht so bald; die Wunde ist noch für ihn zu neu. Es müssen erst Jahre darüber vergehen, ehe er sich mit dem Gedanken vertraut macht und seine durch Dich getäuschte Hoffnungen vergißt. Dein Anblick reizt ihn immer nur aufs neue und erinnert ihn an die Vergangenheit. Du thätest daher besser, ihm noch vorläufig aus dem Wege zu gehen.“

„Und ich bin voll Erwartungen hierher gekommen. Ich habe Dir ein freudiges Ereigniß mitzutheilen, an das ich die schönsten Hoffnungen knüpfte. Meine gute Frau hatte mich mit einem Knaben beschenkt und zum glücklichen Vater gemacht. Diese Gelegenheit wollte ich benutzen, um das Herz der Eltern zu rühren. Es ist das erste Enkelkind, das ihnen geboren wird und in der Freude meines Herzens eilte ich hierher, alles vergessend, um ihnen diese Nachricht zu bringen."

„Ich fürchte, daß auch diese Mittheilung nichts ändern wird, doch will und kann ich Dir nicht abrathen, wenigstens bei der Mutter einen Versuch zu wagen. Komm herein, wir wollen mit einander überlegen, was sich thun läßt."

An der Hand der Schwester betrat Friedrich zum erstenmal wieder die Wohnung, welche er seit Jahren nicht gesehen hatte. Eine tiefe Rührung ergriff ihn, als er die bekannten Räume abermals erblickte. Dort an der Wand hingen die Bilder seiner Großeltern, darunter war früher sein eigenes Porträt, als Knabe von zehn Jahren gemalt. Man hatte es entfernt und nur der leere Fleck war wie ein stiller Vorwurf für ihn zurückgeblieben. In der Ecke stand noch der Lehnstuhl, worin der Geheimrath seine Nachmittagsruhe zu halten pflegte; wie oft hatte Friedrich bei

seinem Erwachen auf seinem Schooß gesessen und ihm ein Geldstück, oder ein Geschenk in solchen Stunden der guten Laune abgeschmeichelt. Jeder Stuhl, jeder Tisch war eine wehmüthige Erinnerung für ihn. Die alte Uhr auf der Konsole mahnte ihn an die vergangene Zeit und wie es einst sein höchster Wunsch gewesen, auch einmal ein solches Wunderwerk zu besitzen. Das alles fiel ihm jetzt ein und machte ihn so weich, daß er kaum die Thränen zu unterdrücken vermochte. Dann dachte er wieder an sein neugeborenes Kind, an seine eigene Vaterschaft, an all die Aussichten und Hoffnungen, die er damit verband, und sein Herz wurde so voll und seine Seele so geläutert und erschüttert, daß er gern jedes Opfer gebracht, jede Demüthigung erlitten hätte, um endlich die Verzeihung seiner Eltern zu erlangen. Martha ahnte wohl, was in seinem Innern vorging, sie nahm seine Hand in die ihrige und legte wie beruhigend ihren Arm um seinen Hals. Endlich machte sich der Sturm seiner Empfindungen in einem heißen Thränenstrome Luft. Er weinte zuerst heftig, krampfhaft schluchzend, dann immer leiser, bis er, männlich gefaßt, die nöthige Ruhe wiedergewann. Die Schwester war nicht minder erschüttert, aber von Jugend auf mehr gewohnt ihre Stimmung zu beherrschen. Man

hätte sie leicht bei einer oberflächlichen Beurtheilung für kalt und herzlos halten können, doch wäre ihr damit ein schweres Unrecht geschehen. Sie gehörte zu jenen seltenen weiblichen Naturen, welche ihre tiefe Empfindung fast absichtlich unter einer scheinbaren Kälte zu verbergen suchen. Solche Frauen haben gewöhnlich von der Natur ein weiches und warmes Herz erhalten, das sich aber in der Berührung mit der Außenwelt gekränkt und beleidigt auf sich selbst zurückgezogen hat und nur unter einer Eisdecke wie der junge Frühling zu schlummern scheint. Meist trägt eine verkannte oder übelangebrachte Liebe die Schuld, daß sie sich mit einer derartigen unnahbaren Hülle umgeben und darum für egoistisch gelten. Auch Martha hatte ein ähnliches widriges Schicksal zu erdulden gehabt. Sie fand nach allen Seiten ihre Liebe schlecht vergolten, und selbst bei ihren Eltern und jüngeren Geschwistern nur selten Anerkennung und Erwiederung. Die Natur hatte ihr die Gabe des Gefallens, der schnell einnehmenden und bezaubernden Liebenswürdigkeit versagt, welche ihrer zweiten Schwester Eugenie in hohem Maße zutheil geworden. Diese war der Liebling des Vaters, der sie ihrer Schönheit willen bevorzugte, während die Geheimräthin in ihr die eigene Jugend und ein Abbild ihrer längst verschwun-

denen Reize sah. Zum Glück war Eugenie zwar leichtsinnig, aber auch gutmüthig und harmlos, so daß sie das ihr eingeräumte Uebergewicht der Schwester gegenüber nicht zum Uebermuth verleitete. Neidlos freute sich Martha mit den Reizen und Eroberungen des verzogenen Mädchens, dessen Vertraute sie war und auch fortwährend blieb. Sie selbst hatte für das gesellschaftliche Treiben im elterlichen Hause nur wenig Sinn und Zeit, da bei der fortwährenden, vielleicht nur eingebildeten Kränklichkeit der Mutter die ganze Last der Wirthschaft auf ihren Schultern ruhte. Sie mußte den Thee und das Essen besorgen, wenn der Geheimrath Leute bei sich sah; ihre ganze Aufmerksamkeit war nur darauf gerichtet, daß es an nichts fehlte und kein Verstoß vorkam. Kein Wunder, daß sie deßhalb von ihren eigenen Angehörigen, sowie von den eingeladenen Gästen nur wie eine ‚höhere Wirthschafterin‘ angesehen wurde, während Eugenie die Stelle der gefeierten Haustochter einnahm. Selten traf es sich, daß ein Hausfreund einige Worte an das ihm unbedeutend scheinende Mädchen im freundlichen Tone richtete, noch seltener, daß einer der jungen Herren der fahlen und blassen Blondine, welche sich meist zurückgezogen im Hintergrunde hielt, eine Aufmerksamkeit als ein Almosen zukommen ließ. Nur

Friedrich kannte und schätzte von jeher Martha's Herz und ihren Geist nach ihrem vollen Werthe. Nachdem er sich mühsam von seiner natürlichen Erschütterung erholt hatte, wiederholte er nochmals sein Gesuch, wenigstens durch ihre Vermittlung die Mutter zu sehen und zu sprechen.

„Es wird schwer halten,“ sagte Martha, nachdem sie einige Augenblicke überlegt hatte. „Du kennst die Mutter und weißt selbst, wie sehr sie jede Aufregung wegen ihrer Nervenzufälle vermeidet. Doch ich will mein Möglichstes thun, daß sie Dich wenigstens vorläßt. Trotz manchen Schwächen hat sie ein gutes Herz, und wenn sie es erst über sich gebracht, Dich zu sehen, so ist damit schon viel, wenn auch nicht alles gewonnen. Schließlich thut der Vater doch immer, was sie wünscht. Ich will den Versuch wagen, wenn ich Dir auch nicht für den Erfolg stehen kann.“

„Gute Schwester! Wie kann ich Dir für Deine Liebe danken. Ich weiß, daß Du meinetwegen schon soviel hier im Hause geduldet hast.“

„Davon kann nicht die Rede sein. Ich komme hier am wenigsten in Betracht, wenn ich Dir nur helfen kann. Schade, daß Eugenie ausgegangen ist. Der schlägt die Mutter selten etwas ab.“

„Sie ist der verzogene Liebling, während Du“—

„Still! ich lasse auf Eugenie nichts kommen. Sie mag einwenig flatterhaft und leichtsinnig sein, aber böse ist sie nicht. Du hast einmal ein Vorurtheil gegen sie."

„Hat sie sich jemals um mich gekümmert, je nach mir gefragt? Wenn ich ihr auf der Straße begegnet, wendet sie sich nicht weg und thut sie nicht, als ob sie mich nicht kennt? — Pfui! das ist schlecht und zeigt von keinem guten Herzen."

„Das beweist nur, daß sie eine bessere Tochter ist als ich. Doch im Ernste, lieber Bruder! Sie hat keine Schuld. War sie nicht noch ein halbes Kind, als Du aus dem elterlichen Hause kamst? Sie besitzt noch heute kein eigenes Urtheil und glaubt nur den Schilderungen, die der Vater ihr von Dir gemacht hat."

„Schlimm genug, daß es so ist, daß sich kein Funke von geschwisterlicher Liebe in ihrer Seele regt. Aber die eitle Prinzessin könnte meinetwegen umkommen, ich würde Ihretwegen keinen Schritt thun und wenn ich sie mit Darreichung eines Strohhalms retten könnte."

„Das wirst Du nicht. Ich kenne Dich besser wie Du Dich selber kennst. Wenn Du mich nicht ernstlich böse machen willst, so laß diese schlechten Redensarten, deren Du Dich schämen solltest. Mit solchen Gesin-

nungen kommst Du hierher und verlangst Verzeihung von den Eltern, während Du selbst nicht zu vergeben vermagst? — Friedrich! Friedrich! Was soll ich von Dir denken?"

„Martha! Verzeih meine Heftigkeit. Ich will ja alles thun, was Du mir sagst; ich will alles vergessen, die jahrelange Verachtung, die mir vonseiten meiner Familie zutheil geworden ist, jede Kränkung, jede Demüthigung. Hier auf meinen Knieen will ich so lange liegen, bis sie wund werden, wenn ich nur damit die Verzeihung der Eltern erlange. Ich weiß nicht, seit ich selber Vater geworden bin, ist mit mir eine vollständige Veränderung vorgegangen. Jetzt fühle ich erst, wie tief der Mensch in der Familie wurzelt, welche hohe und heilige Bedeutung in dem Worte ‚Eltern' liegt. Ich muß mich mit ihnen endlich aussöhnen, eher habe ich keine Ruhe und keine Freude mehr auf dieser Welt."

Es lag eine solche überwältigende Wahrheit in den Worten Friedrichs, daß auch das letzte Bedenken in der Seele seiner Schwester schwand. Obgleich sie wußte, daß sie durch den Schritt, den sie thun wollte, möglicherweise bei ihren Eltern anstoßen würde, so dachte sie wie gewöhnlich an sich zuletzt. Sie galt für den allgemeinen Sündenbock der Familie,

und wo es darauf ankam, den ersten Sturm auszuhalten, wurde sie fast immer vorgeschoben. Für sich hatte sie selten etwas zu erbitten, umsomehr für Andere. Ganz von dem Gedanken erfüllt, ihren verstoßenen Bruder mit der Familie wieder auszusöhnen, begab sie sich in das Zimmer ihrer Mutter. Die Geheimräthin war eine kleine kränkliche Frau, welche den größten Theil des Tages auf dem Sopha liegend zubrachte. Wenn man ihr Glauben schenken wollte, so war sie außer Stande, ein Glied ihres zarten Körpers vor Schwäche zu bewegen. Nichtsdestoweniger besaß sie eine solche Herrschaft über ihre Gebrechlichkeit, daß sie selten eine Einladung zu einem Damenkafé oder einem Familienballe ausschlug. Oft schleppte sich die arme Frau zu Tode krank nach ihrer Toilette, um sich für die Gesellschaft in den größten Staat zu werfen. Das alles that sie nur für ihren Mann und für ihre Kinder, um diesen nicht die Freude zu stören. Sie war das fortwährende Opfer ihrer Mutterliebe und ihr ganzes Leben nur eine große Kette von rührender Hingebung und Selbstvergessenheit. Natürlich wurde sie darum von ihrem Gatten wie eine Heilige verehrt, und sie übte vermöge der Schonung, welche ihre Kränklichkeit erforderte, eine unbegrenzte Herrschaft, die fast an

Tyrannei grenzte, über das ganze Haus und ihre Familie aus. Außerdem besaß sie große weibliche Klugheit und eine ungewöhnliche Bildung, da sie viel gelesen und gesehen hatte.

In ihren verblaßten Zügen waren noch die Spuren der früheren Schönheit zu entdecken, welche freilich jetzt einen scharfen, spitzen Ausdruck angenommen hatten; aber noch immer lag viel Geist in dem bleichen schmalen Gesicht und besonders in den dunklen, feurigen Augen. Sie war selbst heute noch eine interessante Frau zu nennen und trotz des vorgerückteren Alters nicht frei von jeder Eitelkeit. Auch wenn sie leidend auf dem Sopha lag, erschien sie in sauberer und sehr gewählter Toilette. Ein Rock von grauer Seide bekleidete die zwar kleine, aber überaus graziöse Gestalt; feine Spitzenmanschetten verhüllten den Arm, ließen jedoch die aristokratisch weiße Hand mit den langen dünnen Fingern gehörig hervortreten. Die Geheimräthin verstand es, diesen Vorzug in das gehörige Licht zu stellen; sie sah es gern, wenn ältere und noch jüngere Herren diese schöne Hand bewunderten und küßten; es war ja die einzige Reliquie ihrer dahingeschwundenen Reize, welche den Verwüstungen der Zeit noch glücklich entgangen war. Ein Spitzenhäubchen schloß sich um Schläfe und

Kinn zierlich an und verlieh ihrem Gesicht eine gewisse matronenhafte Würde, ohne jedoch die Dame älter zu machen als sie wirklich war. Ihr ursprünglich dunkel schwarzes Haar zeigte bereits einen grauen Schimmer, aber die Geheimräthin war zu klug, um nach Art der gewöhnlichen alten Koketten ihr Haar zu färben oder eine falsche Haartour zu tragen, lieber wollte sie den kleinen Uebelstand dulden, als sich lächerlich machen. Bei dem plötzlichen Eintritt ihrer Tochter schlug sie ihre schwarzen Augen von dem Buche auf, in dem sie las; es waren die ‚Briefe Wilhelm von Humboldt's an eine Freundin.' Die Unterbrechung in der für sie höchst interessanten Beschäftigung schien ihr nicht angenehm zu sein und sie fragte deßhalb zwar leise, aber doch im gereizten Tone: „Was gibt es denn schon wieder; kann ich denn keinen Augenblick Ruhe haben?"

„Verzeihen Sie, liebe Mutter!" antwortete Martha mit möglichster Schonung. „Es wartet jemand im Vorzimmer, der Sie dringend zu sprechen wünscht."

„Du weißt, daß ich um diese Stunde keinen Besuch annehme, außer den Sanitätsrath und allenfalls den alten Herrn von Wallberg. Warum hast Du ihn nicht abgewiesen, wenn es ein Fremder ist."

„Es ist kein Fremder."

„Auch für Bekannte bin ich nicht zu sprechen, noch dazu in diesem Negligée. Wer ist denn der Zudringliche?"

„Ich weiß in der That nicht," entgegnete die Tochter voll Verlegenheit, „ob ich Recht thue; jedoch er hat mich so gebeten, daß ich es ihm nicht abzuschlagen vermochte. Sie dürfen nicht böse sein; aber Friedrich steht draußen. Seine Frau hat ihn mit einem Knaben beschenkt und in der Freude seines Herzens ist er hierhergeeilt, um —"

Mit einer raschen Bewegung, die man der Geheimräthin bei ihrer Kränklichkeit kaum zugetraut hätte, sprang diese vom Sopha auf und stand plötzlich mit zornglühendem Gesicht der erschrockenen Martha gegenüber.

„Das hat er gewagt?" schrie sie jetzt mit scharfer Stimme. „Sein Glück, daß der Vater nicht zu Hause ist. Der Ungerathene soll machen, daß er fortkommt."

„Aber, Mutter!"

„Und Du sollst mich noch kennenlernen."

„Ich war nicht im Stande, seinen Wunsch ihm abzuschlagen. O! wenn Sie ihn gesehen, wenn Sie ihn gehört hätten, sowie ich. Die Geburt des Kindes

hat ihn vollkommen umgewandelt, er ist nicht der alte Friedrich mehr. Ich verbürge mich für ihn und seine Besserung."

„Sprich für Dich und nicht für Andere, aber freilich, Dir steht Dein Bruder Liederlich näher, als Deine arme, kranke Mutter. Der Auftritt wird mir noch das Leben kosten. Um Gotteswillen! meine Nerven, der Anfall kommt schon wieder."

In der That sank die Geheimräthin auf ihr Sopha zurück und verfiel, wie dieß gewöhnlich bei jeder, oft auch bei der geringsten Aufregung, geschah, in ein heftiges, krampfhaftes Schluchzen. Martha wollte ihr erschrocken beispringen, doch die Mutter wandte sich von ihr ab und winkte ihr befehlend, das Zimmer zu verlassen. Jene wußte, daß sich unter solchen Umständen nichts anderes thun ließ, als zu gehorchen, wollte sie nicht den Anfall noch verschlimmern. Auf diese Weise verfuhr die Geheimräthin bei ähnlichen Gelegenheiten; sie besaß in ihren Nerven ein sicheres Mittel, sowohl ihren Gatten wie ihre Kinder vollkommen zu beherrschen und in allen Fällen ihren Willen durchzusetzen. — Voll Spannung erwartete indeß Friedrich den Ausgang des ihn betreffenden Gesprächs; mit heftigen Schritten durchmaß er die Stube, dann näherte er sich der Thür,

um wenigstens ein Wort zu erlauschen. Hoffnung und Verzweiflung bestürmten seine Brust, bald glaubte er, was er so sehnlichst wünschte, zu erlangen; bald verließ ihn wieder der Muth. Je länger Martha's Abwesenheit dauerte, desto mehr erwartete er seine Bitte erfüllt zu sehen; zuletzt hielt er eine abschlägige Antwort für eine Unmöglichkeit. In Gedanken erblickte er sich bereits zu den Füßen seiner Mutter mit ihr und dem Vater völlig ausgesöhnt. Ein heiteres Familienfest sollte dieses Glück feiern und seine Eltern den eben geborenen Sohn ihm aus der Taufe heben. Wie schlug sein Herz, wenn er sich die Szene ausmalte, wie der Großvater segnend seine Hand auf das Haupt des Enkels legen würde. Dann dachte Friedrich auch an seine Frau und wie sich Rosalie mit der fröhlichen Botschaft freuen müßte; sie litt am meisten unter diesem verwandtschaftlichen Zwist, da sie sich im Stillen als die eigentliche, wenn auch unschuldige Ursache dieser Feindschaft ansah. So träumte noch der verstoßene Sohn, als die Thür sich öffnete und die Schwester wieder vor ihm stand. Ein Blick in ihr theilnehmendes Gesicht sagte ihm deutlich, daß auch dieser Schritt vergeblich war.

„Nun, liebe Martha?“ fragte er mehr mecha-

nisch und nur, um die Bestätigung seiner Befürchtungen zu hören.

„Ich kann Dir keinen Trost geben. Die Mutter bleibt unerbittlich. Bei der bloßen Erwähnung Deiner Gegenwart verfiel sie in ihre gewöhnlichen Krämpfe.“

„Gut, gut!“ murmelte Friedrich, die Decke anstarrend. „Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, Gott weiß es, daß ich mit den besten Vorsätzen hergekommen bin; aber ich will verdammt sein, wenn ich jetzt noch einen Schritt thue. Ich bin nun fertig und habe keine Eltern mehr.“

„Nein! das ist nicht recht von Dir. Die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern hören niemals auf; mag auch kommen, was da will. Bedenke, was sie für Dich früher gethan haben und daß Du zum großen Theil Dein Geschick verschuldet hast.“

„Und habe ich nicht seitdem mein Vergehen schwer gebüßt? Wenn ein Funke von Gefühl in der Mutter wäre, so müßte sie mir schon längst vergeben haben. Aber freilich sie schämt sich meiner, seitdem ich mir auf ehrliche Weise mein Brot durch meine Händearbeit verdiene. Der Hochmuthsteufel unterdrückt jedes bessere Gefühl in ihr.“

„Friedrich!“ bat die Schwester, „höre auf. Ich

darf und kann solche Worte nicht anhören. Wenn wir Freunde bleiben sollen, so mäßige Dich und rede nicht schlecht von unseren Eltern in meiner Gegenwart. Ich muß Dich sonst verlassen."

„Ich will ja ruhig sein um Deinetwillen, Du verdienst es um mich. Verzeih' mir, liebe, einzige Schwester! Aber denke Dich nur in meine Lage herein. Ich komme mit einem Herzen voll Liebe und Versöhnung hierher, und meine Mutter, die mich unter ihrem Herzen getragen hat, stößt mich kalt von ihrer Thür. Ist das nicht mehr, als ein Mensch ertragen kann? O! ich fühle mich unaussprechlich elend."

Der Schmerz des Bruders ging Martha in Wahrheit nahe und sie bot alle Vernunftgründe auf, um ihn zu beruhigen; aber diese neue Vereitlung seiner Wünsche hatte ihn zu tief verletzt. Er vermochte nicht seinen Groll zu bekämpfen, der immer von neuem hervorbrach. Ist doch keine Wunde schmerzlicher und schwerer zu ertragen, als die, welche Einem von befreundeten oder gar verwandter Hand geschlagen wird. Es mischt sich ein geheimes Gift darein, das keine Heilung so leicht zuläßt. Das Unrecht, das uns Fremde zufügen, können wir weit eher vergessen; aber je größer die Liebe ist, desto größer

auch der Haß, wenn sie sich verrathen und verletzt glaubt. Martha litt unaussprechlich bei den Leiden ihres Bruders; sie konnte ihm nicht Unrecht geben und ebensowenig vermochte sie das Benehmen ihrer Eltern zu verdammen. Ihrer Sanftmuth und Theilnahme gelang es nur mit Mühe, die Ausbrüche seines Zorns einigermaßen zu beruhigen. Sie that, was in ihren Kräften stand, um den unglücklichen Bruder zu trösten. Friedrich erkannte auch dieß vollkommen an und nachdem er seinen Schmerz zum Theil wenigstens überwunden hatte, ergriff er mit aufrichtiger Rührung die Hand der Schwester.

„Ich will jetzt gehen," sagte er gefaßt. „Es ist bestimmt das letztemal, daß ich hier gewesen bin, da ich mich keiner neuen Beschimpfung aussetzen will. Doch bevor ich von Dir Abschied nehme, habe ich noch eine Bitte, deren Erfüllung mich glücklich machen würde. Willst Du sie mir gewähren?"

„Gewiß, wenn sie in meinen Kräften steht und sich mit meinen Pflichten vereinigen läßt."

„Ich habe mich so sehr darauf gefreut, die Eltern zur Taufe meines Sohnes einzuladen, sie sollten seine Pathen sein. Nun muß ich auch darauf verzichten. Aber Du sollst wenigstens zugegen sein. Willst Du kommen?"

Einige Augenblicke überlegte Martha schweigend, sie dachte an die unangenehmen Auftritte im Hause und an den Zorn der Eltern, wenn sie den Wunsch des Bruders erfüllen würde, aber all diese Bedenklichkeiten verschwanden vor ihrer Liebe und ihrem Edelmuth. Sie sah nichts Strafbares in einer solchen Handlung und sagte daher zu.

„Ich komme," rief sie mit ihrer gewohnten Entschiedenheit. „Wann ist die Taufe?"

„Nächsten Donnerstag, sollte jedoch ein Hinderniß eintreten, so schreibe ich Dir Ich danke Dir auch im voraus, denn ich weiß, daß Du ein großes Opfer bringst."

„Davon kann nicht die Rede sein. Also am nächsten Donnerstag bin ich bei Dir. Grüße Rosalie und küsse Dein Kind von mir."

„Du bist und bleibst das beste Herz auf dieser Welt."

Friedrich konnte sich nicht enthalten, sie noch einmal stürmisch an seine Brust zu drücken; dann trat er mit einer Mischung von Bitterkeit und Wehmuth seinen Rückweg aus dem elterlichen Hause an. Martha begleitete ihn bis an die Treppe und rief ihm noch von oben nach: „Ich komme, rechne ganz bestimmt auf mich." —

Unten vor der Hausthür saß der Viktualienhändler Stiefke und spielte mit seinem Knaben, den er auf seinen Knieen reiten ließ. Der Mann hatte keine Ahnung von der traurigen Szene, welche soeben in dem Zimmer des von ihm beneideten Geheimraths stattgefunden hatte.

Drittes Kapitel.

Der Viktualienhändler stand noch immer vor der Thür und schaute die Straße hinunter. Er hielt die Hand vor seinen Augen, da ihn die Strahlen der untergehenden Sonne blendeten. Es mußte aber gewiß ein interessantes Schauspiel sein, das ihn dermaßen fesselte, denn er winkte seiner Frau und rief sie endlich laut, da sie nicht gleich kommen wollte.

„Was hast Du denn schon wieder?" fragte sie unwillig, da sie sich nicht gern bei der Arbeit stören ließ.

„Es gibt was für Dich zu sehen," antwortete der Mann mit dem Finger nach der Straße weisend.

Dort bog um die Ecke ein reizendes Mädchen von achtzehn Jahren. Unter dem breiten Strohhut guckten zwei braune, muthwillige Augen hervor. Sie

trug einen frischen Blumenstrauß in der Hand, hinter dem sie von Zeit zu Zeit ihre erröthenden Wangen verbarg, um ihre Verlegenheit zu verstecken. Neben ihr ging ein schlanker Gardeoffizier in kleidsamer Uniform; er redete so angelegentlich mit ihr und sie schien ihn gern zu hören, obgleich sie fast ängstlich sich umsah, weil sie nicht gern beobachtet sein wollte. Zuweilen lachte sie bei seinen Bemerkungen, dann wurde sie wieder ernst, wenn dieß lebenslustige, schalkhafte Gesicht überhaupt des Ernstes fähig war.

„Fräulein Eugenie," flüsterte die Frau des Viktualienhändlers. „Sieh' einmal an, die hat sich also schon einen Schatz angeschafft. Wie lang ist es denn her, daß sie erst eingesegnet worden ist."

„Es gibt keine Kinder mehr," sagte der würdige Gatte. „Schau nur, jetzt küßt er ihr die Hand."

Das geschah auch in der That und der Lieutenant küßte mit vieler Zärtlichkeit; dann grüßte er und verschwand um die Ecke. Mit klopfendem Herzen eilte die liebenswürdige Eugenie an dem Ehepaar vorüber, ohne dasselbe weiter zu beachten.

„Ist die stolz," bemerkte der Mann; „sie kann

über Einen stolpern ohne zu grüßen. Da lob' ich mir das Fräulein Martha."

„Das will ich meinen," bekräftigte die Frau. „Die ist die Güte und Höflichkeit selber. Wenn ich eine Mannsperson wäre, wüßte ich, was ich thät'; aber freilich die Männer sehen nur auf ein hübsches Gesicht, und kümmern sich nicht weiter d'rum, ob eine Frau auch etwas in der Wirthschaft und im Hause taugt."

Mit dieser Kritik ging Madame Stiefke in den Keller herab, gefolgt von ihrem Gatten und dem Kleinen, der, müde vom Spielen, auf seinen Armen eingeschlafen war. — Eugenie stieg dagegen die Treppe eilig hinauf in die Belétage; ihr Fuß schwebte mehr als er ging, und ihre glühenden Wangen verriethen ein geheimes Glück. So traf sie Martha und dem scharfen Auge der Schwester vermochte sie nicht ihre innere Aufregung zu verbergen.

„Wie erhitzt Du bist," sagte diese mit mütterlicher Zärtlichkeit. „Was ist Dir denn begegnet?"

Eugenie schwankte, ob sie ihr alles gestehen sollte, aber ihr Herz war zu voll und dann besaß sie trotz manchen Schwächen und Fehlern eine anerkennungswerthe Offenheit; sie verstand noch nicht ihre Ge-

fühle zu verbergen und eine Ruhe zu heucheln, die ihr nicht gegeben war.

„Ich habe Blumfeld gesprochen und er hat mir heute eine förmliche Erklärung gemacht.“

„Hast Du Dich auch nicht getäuscht?“ fragte Martha im besorgten Tone. „Man hört stets das, was man zu hören wünscht.“

„Du traust mir auch gar zu wenig Verstand zu,“ entgegnete Eugenie fast gereizt. „Ich bin kein Kind mehr und besitze hinlängliche Menschenkenntniß, um eine gewöhnliche Artigkeit von einer ordentlichen Bewerbung zu unterscheiden.“

„Umso besser; ich habe dem Lieutenant, unter uns gesagt, keine ernsten Absichten zugetraut und ihn für einen gewöhnlichen Courschneider gehalten. Ich freue mich, wenn ich ihn falsch beurtheilt habe und bitte ihm mein Unrecht hiermit im Stillen ab. Doch was hast Du ihm geantwortet?“

„Mein Gott! ich war so verlegen und überrascht, daß ich wirklich nicht mehr weiß, was ich ihm gesagt habe.“

„Du liebst ihn?“

„Ich finde ihn reizend, besonders wenn er zu Pferde sitzt. Hast Du bemerkt, was für schöne Augen er hat, und sein Schnurrbart, der Schnurrbart ist

himmlisch, besonders wenn er ihn so an den Spizzen dreht."

Und Eugenie konnte sich nicht versagen, mit ihren Fingern über ihre rosigen Lippen zu fahren und dabei die Bewegungen des Lieutenants nachzuahmen, worüber sie selber in ein lautes Gelächter ausbrach. Es dauerte erst einige Zeit, ehe sie sich von ihrer Lustigkeit wieder so weit erholte, um auf die ernsten Bemerkungen und Einwürfe der Schwester zu hören.

„Soviel mir bekannt ist," sagte diese nach einer Pause, „besitzt Blumfeld kein Vermögen. Du weißt, daß ein Offizier nicht ohne Vermögen heiraten kann."

„Dafür laß' nur den Vater sorgen; der wird schon alles arrangiren."

„Und hast Du auch genügend den Mann Deiner Wahl geprüft? Du kennst Blumfeld erst seit kurzer Zeit. Besitzt er auch die nöthigen Eigenschaften, um eine Frau glücklich zu machen? Man kann sehr gut zu Pferde sitzen, ein ausgezeichneter Kotillontänzer sein und doch zum Ehemann nichts taugen. Offen gestanden, flößt mir sein Charakter kein besonderes Zutrauen ein; er scheint mir schwankend, unzuverlässig und vor allem vermisse ich an ihm

jene Würde und Zutrauen erweckende Festigkeit, ohne die ich keinen Mann zu achten, verschweige zu lieben vermag."

„Das hab' ich mir gleich gedacht," sagte Eugenie mit komischem Aerger. „Wenn Du erst ins Kritisiren kommst, dann hörst Du gar nicht auf. Was hat Dir denn der arme Blumfeld gethan? Aber so machst Du es immer; Du verbitterst mir jede Freude, und ich habe mir bestimmt vorgenommen, Dir nichts mehr zu sagen."

Schmollend wie ein verzogenes Kind setzte sich Eugenie an das Fenster und drehte der liebevollen Schwester den Rücken zu, wobei ein kleines Thränchen zwischen ihren seidenweichen Wimpern zerdrückt wurde. Martha hatte Nachsicht mit ihrer Unart; sie wußte, daß das leicht bewegte Mädchen bald wieder zur Besinnung kommen und sein Unrecht einsehen würde. Dieß geschah auch schon nach kurzer Zeit; denn Eugenie war bis jetzt keines dauernden Eindruckes fähig und nicht im Stande, eine unangenehme Spannung längere Zeit auszuhalten. Ihr ganzes Wesen verrieth eine liebenswürdige Schwäche und Gutmüthigkeit, sie vermochte weder tief zu hassen, noch tief zu lieben. Trotz der Verschiedenheit der Charaktere fühlten sich die Schwestern immer wieder zu

einander hingezogen; sie schienen sich gegenseitig zu ergänzen. Eugenie war gewohnt, an der älteren Martha eine Stütze zu finden, da sie so wenig eigene Selbstständigkeit besaß und sich stets an einen Andern anzulehnen suchte. Ohne Martha konnte sie sich nicht anziehen, kein Band kaufen, kein Kleid wählen; diese war, seitdem die Mutter kränkelte, vollkommen an deren Stelle getreten und sorgte für all die kleinen Bedürfnisse der jüngeren, rathlosen Schwester. Gerade diese Hilflosigkeit machte sie ihr theuer und sie fand ein besonderes Vergnügen daran, dem jungen Springinsfeld beizustehen. Solange Eugenie in die Schule ging, sah Martha ihre Arbeiten durch und ersparte ihr so manchen Tadel und beschämende Strafen; später nahm sie sich ihrer Toilette an und leistete ihr auch hier die besten Dienste. So war sie für die jüngere Schwester eine Art Vorsehung und derselben unentbehrlich geworden. Dafür zeigte sich dieselbe, soweit dieß in ihrer Natur lag, auch dankbar und ergeben. Wie ein zärtliches Kätzchen schmeichelte sie sich um Martha herum, besonders wenn sie etwas von ihr haben wollte, und oft gelang es ihr durch ihre natürliche Heiterkeit und Anmuth, den frühzeitigen Ernst und den Trübsinn der Schwermüthigen hinwegzuscherzen. —

Schon nach kurzer Zeit saßen wieder die Geschwister neben einander in vertraulicher Unterhaltung und sprachen, wie sich das wohl denken läßt, noch immer von dem Lieutenant und seiner Bewerbung. Martha rieth zur Vorsicht und zur genaueren Prüfung, auch wollte sie zuerst den Vater auszuforschen suchen; Eugenie dagegen versprach, vorläufig jede neue Begegnung mit Blumfeld zu vermeiden und seine ferneren Schritte ruhig abzuwarten. Damit schlossen vorläufig die geheimen, weiblichen Konferenzen bis auf weiteres.

Es war bereits dunkel geworden, als der Geheimrath von der Jubelfeier seines alten Freundes zurückkehrte und in das Wohnzimmer seiner Frau trat. Um ihre Nerven zu schonen, schlich er leise auf den Zehen herein und grüßte mit kaum hörbarer Stimme, einen Kuß auf ihre weiße Hand drükkend. Nicht mit Unrecht galt er für das Muster eines guten Ehemanns und Familienvaters. Höchstens traf ihn der Vorwurf, daß er als solcher eher zu viel als zu wenig Nachsicht mit den Schwächen und Launen seiner Gattin zeigte. Der Gedanke, daß er ihr fast alles zu verdanken hatte und daß sie schon seit Jahren leidend war, hinderte ihn meist ihr gegenüber seinen festen Willen zu behaupten. Was

sie wünschte, geschah, und ein Wink von ihr genügte vollkommen, seine schon gefaßten Entschlüsse wieder aufzugeben. Aus ihrem Munde erfuhr er jetzt auch, daß Friedrich da gewesen war und einen neuen Schritt zur Versöhnung mit seinen Eltern gethan hatte. Er billigte vollkommen ihr Verfahren und daß sie ihn entschieden zurückgewiesen.

„Du hast recht gethan," sagte er, noch immer ihre Hand in der seinigen haltend. „Ich will nie mehr etwas von ihm wissen und werde mit Martha ein ernstes Wort reden. Wie konnte sie sich unterstehen, Dir eine solche Szene zu bereiten! Arme Frau! Was hast Du wieder leiden müssen."

„Ich fühle mich in der That so schwach wie nie zuvor. Meine Nerven sind aufs höchste angegriffen."

„Sobald Du einigermaßen wohler bist, mußt Du wieder das Bad besuchen."

„Das nützt mir nichts, wenn ich im Hause keine Ruhe finde. Diese ewigen Aufregungen werden mich noch tödten. Der Sanitätsrath meint, daß mir nur noch ein längerer Aufenthalt auf dem Lande helfen kann."

„Ich will sogleich noch eine Sommerwohnung miethen."

„Ach! die fatalen Sommerwohnungen sind mir in der Seele verhaßt. Ich habe noch vom vorigen Jahre genug daran; die dünnen Wände, wo man jedes Wort hören kann, das gesprochen wird, die zugigen Fenster und Thüren, die nassen Mauern! Ich schaudere, wenn ich nur daran denke. Und gar die unvermeidliche Gesellschaft und die Nachbarschaft diese Judenfrauen mit ihrem Jargon und ihrer Arroganz. Wer nimmt nicht heutzutage eine Sommerwohnung; jede Registratorsfrau zieht jetzt aufs Land, und wo man hinsieht, begegnet man den Subalternen. Du kannst doch nicht verlangen, daß ich mit den Familien Deiner Untergebenen freundschaftlichen Umgang pflege?"

„Du hast ganz Recht, liebe Selma! Aber leider läßt sich dieser Uebelstand nicht ändern."

„Doch, wenn Du meinem Rath gefolgt wärst. Du hättest die Villa kaufen sollen, die Dir im vorigen Jahre angeboten wurde. Die Besitzung liegt reizend, in der besten und gesundesten Gegend; das Landhaus ist himmlisch gebaut und mit allem möglichen Komfort versehen."

„Du weißt, daß mich nur der Preis damals abgehalten hat. Ich fürchte außerdem, daß man noch eine bedeutende Summe hineinstecken muß, um

den vernachläßigten Park und die Weinberge wieder in Stand zu setzen. Das Wohnhaus soll auch baufällig sein und müßte gänzlich renovirt werden. Aus diesem Grunde hat sich auch bis jetzt kein Käufer gefunden; die Villa ist noch zu haben."

„Dann wollen wir sie sobald als möglich kaufen. Wir können ja in dem nächsten Tage die kleine Reise unternehmen und die Besitzung besichtigen. Der Ausflug wird mir gewiß wohlthun und die Bewegung in der freien Luft mich stärken. Gefällt uns das Haus, so können wir den Handel gleich an Ort und Stelle abschließen. Ob mein Geld bei unserem Bankier liegt, oder auf diese Weise angelegt wird, macht keinen Unterschied. Mir scheint es so nur sicherer."

„Aber wir können es nicht so leicht flüssig machen," wandte der Geheimrath schüchtern ein. „Du scheinst vergessen zu haben, daß wir bald in den Fall kommen werden, davon Gebrauch zu machen. Die Mädchen sind herangewachsen; Martha ist bereits dreiundzwanzig Jahre alt und Eugenie ebenfalls vollkommen heiratsfähig. Wir müssen ihnen doch wenigstens eine anständige Aussteuer mitgeben und die kostet einige tausend Thaler."

„Daran hab' ich in der That noch gar nicht gedacht."

„Woher sollen wir das Geld nehmen, wenn wir unser Kapital in Grund und Boden stecken haben? Von meinem Gehalt allein können wir kaum leben, verschweige ein Haus ausmachen und Gesellschaft bei uns sehen. Wir müßten uns wenigstens sehr einschränken."

Der Geheimrath hielt einen Augenblick inne, um die Wirkung seiner Worte abzuwarten, ehe er weiter fortfahren wollte. Aengstlich belauschte er das Gesicht und die Mienen seiner Frau, welche wieder jenen leidenden Zug annahmen, der gewöhnlich ihren Nervenanfällen voranzugehen pflegte. Deßwegen lenkte er bei Zeiten ein und ließ das Gespräch fallen, oder bemühte sich wenigstens, demselben eine andere Wendung zu geben, um die reizbare Patientin zu schonen.

„Jedenfalls können wir ja in den nächsten Tagen einen Ausflug nach Hainberg machen, wo die Villa liegt und diese besichtigen. Das Ansehen haben wir umsonst; wir sind ja dadurch noch keineswegs gebunden."

Es wäre gewiß für jeden Arzt interessant gewesen, die plötzliche Veränderung zu beobachten, welche diese Rede auf das zerrüttete Nervensystem der Geheimräthin hervorbrachte. Augenblicklich schwanden die

drohenden Symptome, die abgespannten Züge belebten sich; das matte Auge nahm seinen alten Glanz an und um den Mund schwebte ein überaus freundliches Lächeln. In dieser angenehmen Stimmung verblieb auch die Patientin, bis die Stunde schlug, wo sie gewöhnlich zu Bette ging. Sie vermochte sogar ohne besondere Beihilfe, welche sonst unumgänglich nothwendig war, sich vom Sopha zu erheben und ihr Schlafzimmer aufzusuchen. Im Traume erschien ihr Lieblingswunsch erfüllt; sie sah sich als Besitzerin der reizendsten Villa und vollkommen glücklich. — Ja, die Nachwirkung war eine so günstige, daß ihre Besserung auch in den nächsten Tagen noch anhielt, so daß der Hausarzt keinen Anstand nahm, ihr den kleinen Ausflug nach Hainberg nicht allein zu gestatten, sondern sogar dringend zu empfehlen. Eugenie sollte mit bei der Partie sein, während Martha, trotzdem sie älter war, wie immer zurückbleiben mußte. — Der Tag war ganz geeignet zu einer Reise; ein nächtliches Gewitter hatte die schwüle Sommerhitze abgekühlt und die Luft gereinigt. Der Himmel war vollkommen klar und blau, kein Wölkchen zeigte sich am Horizont, und das Sonnenlicht ergoß sich wie ein goldener Strom über die Straßen und Häuser der Stadt, die im wahren Festtagsglanze erschienen. Die Luft

hatte einen balsamischen Hauch angenommen und jene frische Beweglichkeit erhalten, welche dem abgespannten Körper so wohlthut. Das schöne Wetter übte seinen günstigen Einfluß aus auf alle Welt, die Gesichter sahen ordentlich weit freundlicher aus als sonst. Auf dem Peron der Eisenbahn herrschte ein fröhliches Gewimmel von Reisenden, welche nach allen Weltgegenden flogen; Studenten mit kleinen Reisetaschen und noch kleineren Börsen, aber dafür mit heiterem Sinn und frischer Lebenslust; reiche Russen und Engländer mit schwerem Gepäck und oft noch schwereren Leiden. Je näher die Stunde zur Abfahrt rückte, desto mehr und schneller kamen die Droschken und eleganten Equipagen herangerollt. Bald stieg ein Bankier aus, der im Hochgebirge mit seiner Familie den Sommer verleben und auf einige Zeit die Börse und ihre launenhaften Schwankungen vergessen wollte, bald ein Gelehrter, dessen angegriffene Gesundheit eine Badereise nöthig machte. Wie besorgt folgte ihm das Auge der liebenden Gattin nach und wie angelegentlich empfahl sie ihm, ja auf seinen Körper und auf seine Wäsche Acht zu geben, sich nicht zu erkälten und die Schnupftücher nicht zu verlieren. Er hörte, aber freilich nur mit halbem Ohr, da er in steter Furcht lebte, den Zug zu versäumen, obgleich noch

länger als eine halbe Stunde Zeit war. Alle Augenblicke zog er verstohlen seine Uhr aus der Tasche, um nachzusehen, und jeden vorübergehenden Eisenbahnträger frug er nach seinem Gepäck. Man sah ihm schon von weitem an, daß dieß vielleicht seine erste größere Reise war. Mit welcher Sicherheit trat dagegen dort der junge Mann auf, welcher wahrscheinlich in Wein oder Zigarren machte. Keck und verwegen saß die bunte schottische Reisemütze auf seinem Kopf; in der einen Hand hielt er den unvermeidlichen Probekasten, während er mit der eingekniffenen Lorgnette die mitreisenden Damen musterte. Da waren junge Mädchen, welche mit und ohne Begleitung einen Ausflug wagten nach dem benachbarten Gebirge oder nach einem beliebten Sommeraufenthalt, wo sie in der Natur zu schwärmen gedachten und von allerlei kleinen interessanten Reiseabenteuern träumten. Sie trippelten ungeduldig auf und ab, oder unterhielten sich mit dem Kousin oder einer Freundin, der sie regelmäßig zu schreiben versprachen. Mitten unter ihnen befand sich die liebenswürdige Eugenie im eleganten Reisekleide. Der braune Strohhut beschattete das holde Gesicht, unter dem das dunkle Haar in üppiger Fülle hervorquoll. Mit den losen Bändern und Locken spielte muthwillig der frische Morgenwind.

Ihre glänzenden Augen waren auf die Auffahrt gerichtet und mit einer gewissen Erwartung schien sie die ankommenden Personen zu mustern. Plötzlich färbten sich ihre Wangen mit flammendem Purpur, denn aus einer Droschke sah sie den Lieutenant von Blumfeld in Begleitung seines Burschen steigen, der das Gepäck und den Säbel seines Herrn trug. Sie wechselte mit demselben einen Blick des Einverständnisses, aus dem man schließen konnte, daß seine Anwesenheit doch nicht ganz zufällig war, und daß sie das ihrer Schwester gegebene Wort, keinen aufmunternden Schritt zu thun, nicht so gewissenhaft gehalten hatte. Jetzt kam er näher und begrüßte die ihm bekannten Eltern, denen er seine Freude aussprach, ihnen hier zu begegnen; dann wandte er sich an Eugenie und that ungemein erstaunt, sie hier zu finden. Sie unterdrückte ein schalkhaftes Lächeln und benahm sich mit anerkennungswerther Unbefangenheit. — Schwerfällig keuchte die Lokomotive bald heran und schnaubte wie unwillig über die ihr aufgebürdete Arbeit, dunkle Rauchwolken ausstoßend, welche von der Luft wie ein Schleier hin- und hergeweht wurden. Ein greller Pfiff ertönte, worüber die Geheimräthin natürlich sehr zusammenfuhr und erschrak; bald jedoch hatte sie sich wieder von ihrem Schreck erholt, so daß sie

sogar über eine witzige Bemerkung des Lieutenants lächeln konnte, die dieser über die komische Figur eines Mitreisenden machte. Er verstand es überhaupt, sich schnell ihre Gunst zu erwerben, indem er es nicht an den Aufmerksamkeiten fehlen ließ, welche ältere Damen gern von jüngeren Herren beanspruchen; bald gab er ihr den leichten Reisemantel um, bald besorgte er irgendeine vergessene Kleinigkeit mit der größten Zuvorkommenheit. In der Unterhaltung entwickelte er eine größere Kenntniß der Literatur, wie man ihm zugetraut hatte. Er besaß keine ganz gewöhnliche Bildung und hatte nicht ohne Nutzen die neuesten Schriftsteller gelesen und das Theater besucht; er wußte von Musik ganz angenehm zu plaudern; auch verrieth er, daß er selbst ganz leidlich singen konnte. Sein Urtheil war meist scharf und nicht ohne Witz; wenn dieser auch nicht immer aus seinem eigenen Kopf entsprungen war; er verstand es wenigstens, sich mit fremden Federn gut zu schmücken. Kurz die Geheimräthin fand an ihm mehr Wohlgefallen als an den meisten jungen Leuten ihrer Bekanntschaft, und sprach sein Lob ziemlich unumwunden aus, als der Lieutenant sich auf einen Augenblick entfernt hatte.

„Ein charmanter Mensch," sagte sie, zu Eugenie gewendet. „Der Lieutenant gefällt mir; er besitzt so

etwas Piquantes und Geistreiches in seinem ganzen Wesen."

Die gute Tochter hütete sich ihrer Mutter zu widersprechen; sie freute sich nur im Stillen über den günstigen Eindruck, den Blumfeld auf ihre Eltern hervorbrachte, denn auch der Vater pflichtete der Meinung seiner Gattin bei. — Die Geheimräthin gehörte ganz besonders zu den Frauen, welche, sei es aus Laune oder von Natur, ebenso schnell eine Neigung wie eine Sympathie für oder gegen einen Menschen fassen konnte, ohne sich der Gründe bewußt zu werden; sie gab sehr viel auf den ersten Eindruck und hing in dieser Beziehung ganz und gar von ihrer Stimmung ab. War sie aber erst für jemand eingenommen, so war sie seines Lobes voll, sowie sie im Gegentheil auch keine Grenzen kannte. In ihrer Zuneigung wie in ihrer Abneigung lag etwas Krankhaftes und Gereiztes.

Als der Lieutenant zurückkehrte, gab die Glocke das Zeichen zum Einsteigen und das Publikum stürzte aus den Wartezimmern und vom Peron nach dem Zuge; Bekannte nahmen noch schnell einen zärtlichen Abschied; junge Damen wehten mit den Schnupftüchern den zurückbleibenden Freundinnen einen Gruß zu und empfingen das schüchtern dargebotene Blu-

menbouquet oder die Düte, mit Bonbons und anderen Süßigkeiten gefüllt, aus den Händen ihrer männlichen Begleiter. Der kranke Gelehrte saß schon seit einer halben Stunde in dem Wagen, um ja nicht die Abfahrt zu versäumen, und neben ihm stand die bekümmerte Frau mit nassen Augen und ihm gewiß zum hundertstenmale die Wäsche und seine Gesundheit auf die Seele bindend; während der Weinreisende noch immer ruhig auf- und abspazierte und seine Zigarre rauchte, worüber der arme, des Reisens ungewohnte Philologe eine wahre Seelenangst empfand. Gepäckträger schleppten noch schwere Koffer, und hier und da stürzte noch ein zu spät Gekommener in einen Wagen, Platz suchend, rechts und links den bereits Sitzenden auf die Füße tretend, um Entschuldigung bittend und von neuem anstoßend. Durch das Gedränge und den anfänglichen Wirrwar hatte der Lieutenant wie ein kühner Steuermann durch die aufgeregten Wogen sich und der Familie des Geheimraths Bahn gemacht und dieselbe glücklich zu einem noch unbesetzten Coupée geleitet, das sein Falkenauge zum Glück entdeckte. Mit welcher Galanterie half er jetzt den Damen beim Einsteigen und wie schlau wußte er die übrigen Reisenden, welche noch einen Platz umherirrend suchten, durch die vorzeitige Schlie-

ßung der Thüre und durch Ausbreitung von Tüchern, Mänteln und Taschen so zu täuschen, daß diese in dem Glauben lebten, das Coupée sei bereits vollständig mit Beschlag belegt und eingenommen. Natürlich hatte er dabei durch ein geschickt und zur rechten Zeit angebrachtes Geldstück den Kondukteur der Eisenbahn in sein Vertrauen gezogen. Wie besorgt zeigte er sich nicht besonders für die leidende Geheimräthin, die er durch das Heraufziehen der Fenster vor jedem Zuge und durch das Herablassen der Vorhänge vor dem grellen Sonnenlichte schützte; wie errieth er ihre geheimsten Gedanken und Wünsche, als er die denkwürdigen Worte sprach: „Ich fahre und lebe nur gern in guter Gesellschaft. Die Eisenbahnen sind ein durchaus demokratisches Institut; man muß darum Sorge tragen, daß man sowenig als möglich mit unangenehmen Personen in Berührung kommt und die strenge Scheidewand der Stände aufrechtzuerhalten suchen."

„Sie haben Recht," entgegnete die Geheimräthin, „ich kann darum auch die Eisenbahnen nicht leiden. Das Pfeifen der Lokomotive, das Dröhnen der Maschine greifen meine Nerven an und haben für mein Ohr etwas Beleidigendes. O Gott! da pfeift es schon wieder."

In der That erschallte wie zur Strafe von neuem ein greller Pfiff und die Lokomotive setzte sich Anfangs nur langsam, dann immer schneller und schneller in Bewegung, bis sie in rasender Eile, wie der verkörperte rastlose Geist der Zeit dahinschoß, zuweilen eine dunkle Rauchwolke ausstoßend, die sich wie eine riesige Schlange durch die Lüfte in allerhand abenteuerlichen Windungen wälzte. Vorbei flogen die Häuser der Stadt, dann kamen nur noch wüste Bauplätze, grüne Felder und vereinzelte Bäume, welche ebenso schnell wieder verschwanden. Die Gegend wurde freier und auch anmuthiger; zwischen fetten Wiesen schlängelte sich der blaue Strom, über dessen Fluten eine kühne Brücke führte. Donnernd, dröhnend bewegte sich der Zug weiter durch den schattigen Wald, dessen heilige Stille durch das laute Getöse unterbrochen wurde. Erschrocken flatterten die Vögel aus den Zweigen auf, ein scheues Häschen setzte geängstigt über die blanken Schienen und verschwand am Rande der jungen Schonung. Die zarten Birken zitterten bis zu ihrer Wurzel vor der neuen Kraft der Elemente, während die alten Eichen trotzig ihre knorrigen Aeste gleich drohenden Armen dem Zuge entgegenstreckten. Unaufhaltsam sauste die Maschine vorüber an dem Dörfchen und seinem spitzen Kirch-

thurm; verwundert schauten ihr die Dorfkinder am Wege nach, und erhoben bei ihrem Anblick ein unartikulirtes Jauchzen, womit sie die noch immer fremdartige Erscheinung begrüßten. Eine weite Strecke war so zurückgelegt und am Horizont tauchten bereits die blauen Berge empor, ein ungewohnter Anblick für den Bewohner der flachen Residenz. Die Schönheit der Natur regte unsere Reisenden zu neuer Unterhaltung an. Die Geheimräthin machte Blumfeld, der sich immer mehr in ihrer Gunst festzusetzen wußte, mit dem eigentlichen Zweck und dem Ziele dieses Ausfluges bekannt.

„Auf Ehre," sagte der Lieutenant, mit Eugenie einen verstohlenen Blick wechselnd; „das trifft sich ganz wunderbar. Auch meine Reise geht nur bis nach Hainberg und ich werde daher das Glück haben, Sie zu begleiten. Ich besuche meinen Onkel Herrn von Bohse."

„Den Forstrath von Bohse?" fragte der Geheimrath. „Ich kenne ihn, wenigstens dem Namen nach. Soviel ich weiß, hat er sich pensioniren lassen."

„Er lebt jetzt in Hainberg, wo er sich angekauft hat, weil er kein anderes Vergnügen kennt, als die

Jagd. Die großen Waldungen bieten ihm die schönste Gelegenheit."

„Hat Ihr Onkel denn keine Familie?" forschte die Geheimräthin, die sich jetzt dunkel erinnerte, daß Herr von Bohse für einen wohlhabenden, sogar reichen Mann gehalten wurde.

„Er ist kinderlos und ich sein einziger Neffe. Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern," zitirte der Lieutenant, um seine klassische Belesenheit zu zeigen, mit einem Lächeln, das in feiner Weise die Hoffnungen andeuten sollte, welche er an diesen Umstand knüpfte.

Jedenfalls schadete ihm diese Nachricht nicht in den Augen der weltklugen Dame, die den Vortheil einer guten Erbschaft wohl zu würdigen wußte und sich mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit für den Lieutenant zu interessiren schien.

„Aber Frau von Bohse lebt doch noch?" fragte sie, um ihre Theilnahme an seinen Verhältnissen zu bethätigen.

„Meine Tante lebt noch, eine vortreffliche Frau, die fast Mutterstelle an mir vertritt. Ich achte und liebe sie von ganzem Herzen."

„Sie sind gewiß häufig bei Ihrem Onkel?"

„So oft ich Urlaub bekomme, bringe ich denselben in Hainberg zu.“

„Dann kennen Sie gewiß auch die Besitzung, welche wir zu kaufen beabsichtigen, und wissen, wo sie liegt.“

„Gewiß, und wenn Sie es erlauben, so führe ich Sie dahin.“

„Das können wir nicht annehmen. Was würde Ihr Onkel sagen, der Sie sicher erwartet!“

„Ich werde nur meine Sachen hinbringen lassen und dann stehe ich ganz zu Ihren Diensten. Mein Onkel wird mich entschuldigen, da ich ohnehin einige Tage bei ihm zu bleiben gedenke. Ich habe noch immer Zeit, mit ihm auf die Jagd zu gehen und Abends eine Partie Schach zu spielen.“

So sehr sich auch die Geheimräthin aus Höflichkeit weigerte, das freundliche Anerbieten des Lieutenants anzunehmen, so mußte sie doch schließlich seinen dringenden Bitten und Vorstellungen nachgeben. Eugenie lächelte nur im Stillen über die gegenseitigen Komplimente; sie wußte am Besten, daß die ganze Reise zu dem Onkel nur eine List des schlauen Lieutenants war, der keineswegs eine so große Sehnsucht empfand, sich mit seinen ihm gleichgiltigen Verwandten in dem Neste zu langweilen.

Sie empfand jenen kleinen Triumph mädchenhafter Eitelkeit, der gewiß verzeihlich war, aber sie hütete sich nur durch einen Blick oder eine Miene ihre Mitwissenschaft zu verrathen. Die kleine Heuchlerin that so gleichgiltig als möglich und als ginge sie die ganze Sache gar nichts an. — So wurde eine Station zurückgelegt und bald auch die zweite; mit jeder Meile gewann der Lieutenant immer mehr in den Augen der Geheimräthin, die bald nicht mehr in ihm nur den liebenswürdigen Gesellschafter, sondern auch den muthmaßlichen Erben eines bedeutenden Vermögens schätzen lernte. Schon tauchte zwischen den waldbekränzten Bergen das anmuthig gelegene Städtchen Hainberg empor. Nach einigen Minuten hielt der Zug an und die Familie verließ in Begleitung Blumfeld's die Eisenbahn, um sich vorläufig nach einem benachbarten Gasthofe zu begeben. Der Lieutenant empfahl sich mit dem Versprechen bald wiederzukehren und seine Freunde nach der nicht allzufern gelegenen Villa zu führen, welche diese zu kaufen beabsichtigten. Kaum war derselbe gegangen, als die Geheimräthin ihm die enthusiastischen Lobsprüche ertheilte.

„Ich habe selten,“ sagte sie, „einen so durch

und durch gebildeten Offizier kennengelernt. Bist Du nicht auch derselben Meinung, lieber Reisland?"

„In der That ein hoffnungsvoller, junger Mensch," antwortete dieser etwas zerstreut. Er dachte in dem Augenblick an den Ankauf der Besitzung, der doch nicht ganz mit seinen Ansichten und Wünschen übereinstimmte, trotzdem er nicht den Muth hatte, entschieden dagegen aufzutreten.

„Und wie gefällt er Dir?" fragte die Geheimräthin ihre Tochter.

„Ich finde ihn ganz nett und amusant," antwortete Eugenie die Augen niederschlagend.

„Ganz nett und amusant," zankte die reizbare Mutter. „Was das für gewöhnliche Ausdrücke sind. Du hast Dir noch immer nicht die Sprache der Schulmädchen abgewöhnt. Ueberhaupt bemerke ich an Dir eine übelangebrachte Schüchternheit im Umgange mit Männern. Es gibt eine gewisse feine Grenzlinie zwischen auffallender Koketterie und linkischer Blödigkeit. Beide sind mir gleich verhaßt. Wenn der Lieutenant mit Dir spricht, so lachst Du entweder wie eine alberne Gans, oder siehst auf die Erde, als wenn Du dort etwas zu suchen hättest. Du weißt Dich noch immer nicht richtig zu benehmen."

So eiferte die Geheimräthin und überhäufte

Eugenie mit Vorwürfen, welche diese gewiß nicht verdient zu haben glaubte. Zur rechten Zeit wurde das Gespräch von dem Kellner des Hotels unterbrochen, der die Meldung machte, daß das bestellte Essen angerichtet sei. Die Geheimräthin fand, einmal aus ihrer Laune gekommen, natürlich alles in dem kleinen Neste viel schlechter als in der Hauptstadt, die Suppe nicht zu genießen, den Braten verbrannt, das Gemüse erbärmlich und die Bedienung über alle Maßen schlecht, worin ihr Gatte vollkommen mit ihr übereinstimmte. Erst mit der Zurückkunft Blumfeld's kehrte auch ihre frühere bessere Stimmung wieder und sie unterließ nicht, sich sehr angelegentlich nach dem Befinden seines Onkels und der Tante zu erkundigen. Natürlich waren beide sehr wohl und munter und hatten ihm die schönsten Grüße an die Familie und besonders für die Frau Geheimräthin aufgetragen, wobei sie nur bedauerten, wegen der Kürze des Aufenthalts auf die Ehre ihres Besuches verzichten zu müssen, sie hofften jedoch dafür bei der nächsten Gelegenheit entschädigt zu werden. — Nachdem diese höflichen Redensarten gewechselt waren, trat die Familie ihre Wanderung an. Der Weg führte zu dem alterthümlichen Stadtthore hinaus durch eine schattige Lindenallee ins Freie und schlängelte

sich an einem rauschenden Bache hin. Nach einer halben Stunde erreichte man die auf einem Hügel malerisch gelegene Villa, welche von einem weitläufigen und etwas verwilderten Park umgeben war. Die Aussicht erschien allen wunderbar schön. Zu ihren Füßen lag das Städtchen mit seinen rothen Ziegeldächern in einem überaus fruchtbaren Thale, das von prächtigen Wäldern begrenzt wurde. Der balsamische Duft des Nadelholzes stieg zu ihnen empor und von den nicht allzu entfernt liegenden Bergen strömte eine reine und erfrischende Luft. Das Haus selbst schien von außen geschmackvoll, in einem edlen Style gebaut, und war mit einem Balkon und großen Glasthüren versehen. Auf ihr Klingeln wurde sogleich geöffnet und der gegenwärtige Besitzer herbeigerufen. Der Geheimrath stellte sich diesem als Käufer vor, worauf ihm ein überaus freundlicher Empfang zutheil wurde. Bei der Besichtigung der Gebäulichkeiten stellten sich allerdings manche Uebelstände heraus: hier war eine Mauer schadhaft geworden, dort eine Decke gesprungen, die Tapeten waren nicht ganz neu und fleckig, die Fenster schloßen nicht und das Holzwerk hatte vielfach gelitten, aber der Verkäufer wußte alle diese Fehler so geschickt zu entschuldigen und die Kosten der nothwendigen Reparaturen so

äußerst gering zu veranschlagen, daß all diese kleineren und größeren Bedenklichkeiten schwinden mußten. Umso besser verstand er es, die allerdings nicht wegzuläugnenden Schönheiten und Vortheile hervorzuheben; er wurde dabei förmlich beredt und entwickelte eine Anlage für poetische Naturschilderungen, welche man dem trockenen Geschäftsmann kaum zugetraut hätte. Wie reizend klang das Loblied, welches er dem Park und seinen Schönheiten sang; vor jedem einzelnen Baum blieb er mit Entzücken stehen und machte seine Gäste auf den schlanken Stamm und die herrlich grüne Krone aufmerksam; dann wies er wieder auf den frischen Rasen zu ihren Füßen und schien bei seinem Anblick zum Dichter zu werden.

„Hören Sie nur die lieben Vögelchen," rief er begeistert der Geheimräthin zu. „So singen sie den langen Tag und machen das schönste Konzert. Meine Nachtigallen sind die ersten und die letzten in der ganzen Nachbarschaft. Ach Gott! wie schön das klingt, so etwas bekommt freilich nur hier bei uns, auf dem Lande zu hören."

Im Stillen berechnete der schlaue Wirth jeden Eindruck und taxirte die Nachtigallen, die Bäume und den Rasen, um den Kaufschilling so hoch als möglich zu bestimmen. Er hatte sogleich mit seinem

gewöhnlichen Scharfblick in der Geheimräthin die eigentliche Käuferin herausgespürt und richtete deßhalb hauptsächlich an diese seine Rede.

„Und eine Luft finden sie hier, meine Gnädige," fuhr er unermüdlich fort; „reiner Balsam. Wie ich hieherzog, waren meine Lungen so angegriffen, daß mein Hausarzt mir keine zwei Jahre mehr zu leben gab. Kaum war ich drei Monate hier, so konnte ich alle Medizin bei Seite stellen. Geben Sie Acht, gnädige Frau, wie bald Sie sich erholen werden, wenn Sie das Haus kaufen."

„In der That, man athmet hier freier und ich fühle mich schon viel wohler, lieber Reisland."

Während die Eltern mit dem Besitzer das Grundstück so in Augenschein nahmen und ganz damit beschäftigt waren, benutzte der gewandte Lieutenant die Gelegenheit, sich ungestört mit Eugenie zu unterhalten. Beide vertieften sich dermaßen in die Schönheiten der Natur, daß sie immer eine ziemliche Strecke zurückblieben und nur langsam nachfolgten. Dabei geschah es, daß Blumfeld bald Eugenien seinen Arm bot, um sie über den schlüpfrigen Rasen zu führen, bald ihr einige Worte zuflüsterte, welche ihre zarten Wangen mit einer lieblichen Röthe färbten. Sie hatte augenscheinlich die Ermahnungen ihrer klugen

Mutter beherzigt und sogleich befolgt, denn von der früheren Schüchternheit zeigte sie mehr keine Spur; sie lachte und scherzte, sie lieh seinen Worten und selbst seinen Schwüren ein geneigtes Ohr; sie zürnte ihm nicht, wenn er sogar von seiner Liebe sprach, und zog ihre Hand nicht zurück, wenn er Miene machte, dieselbe zu küssen. Im Gegentheil war sie nie so heiter, so überselig und überglücklich gewesen, als in der Gesellschaft des Lieutenants, den sie in Gegenwart der Eltern kaum zu beachten schien und nur verstohlen von der Seite anzusehen wagte. Selbst diese kleine List erhöhte nur noch ihr Vergnügen, denn welches junge Mädchen freut sich nicht, solch ein zartes Herzensgeheimniß zu besitzen und schlau dasselbe vor den Späherblicken der Umgebung zu verstecken? — Ohnehin hoffte sie von dem heutigen Tage die Erfüllung ihrer Wünsche; der Lieutenant hatte ihrer Mutter zu gefallen gewußt und damit war der Sieg sogut schon wie gesichert. Darum überließ sich Eugenie ganz und gar ihrer angeborenen Heiterkeit, ohne weiter sich Sorgen über den ernsten Schritt zu machen, den sie vorhatte; ohne ferner den Mann zu prüfen, dem sie im Begriffe stand, ihr Herz und ihre Hand zu schenken. Sie glich dem bunten, leichtbeschwingten Schmetterlinge,

der vor ihr her im Sonnenschein gaukelte, aus jeder Blume am Wege Honig saugend, unbekümmert um den morgigen Tag, nur der Gegenwart und ihren Freuden lebend. Es war ein schöner, reizender Schmetterling mit schlankem Leib und blau schillernden Flügeldecken, welche über und über mit goldenen Punkten besäet waren; jetzt schien er sich in eitler Selbstbefriedigung zu wiegen und mit seiner bunten Pracht zu prahlen; dann ruhte er wieder, in Genuß versunken, auf einer rothen Kleeblüte aus und schlürfte den süßen Nektar aus den kleinen purpurnen Gefäßen; im nächsten Augenblick jagte er spielend mit einem zweiten Schmetterling, den er angetroffen, und drehte sich wie zum Tanz in luftigen Kreisen. Eugenie lief muthwillig hintendrein; sie wollte ihr Ebenbild haschen und glitt dabei auf dem Rasen aus; sie fiel und zwar so glücklich, daß sie dem zu Hilfe eilenden Lieutenant in die Arme sank, der die Gelegenheit benutzte und einen Kuß auf ihre schwellenden Lippen drückte. Sie wollte wirklich zürnen, aber sie vermochte es nicht und bald waren sie wieder versöhnt, aber sie hielt es doch für gerathen, ihre Schritte zu beschleunigen, um den vorangeeilten Eltern nachzufolgen. — Sie traf dieselben im eifrigen Gespräch mit dem Eigenthümer der Villa: die Ver-

handlungen waren schon ziemlich weit vorgerückt. Die Geheimräthin fand die Besitzung entzückend, himmlisch, allen ihren Wünschen entsprechend; wogegen der Gemahl viel ruhiger erschien und allerlei Ausstellungen zu machen hatte. Wie wir wissen, hatte die Villa ihre Fehler und Mängel, welche der Geheimrath ziemlich stark hervorhob; auch schien ihm der geforderte Preis viel zu hoch, besonders wenn man die unumgänglich nothwendigen Reparaturen berücksichtigte, deren Kosten sich noch nicht berechnen ließen. Alle diese Bedenken stellte er seiner Frau vor, ohne sie jedoch vollkommen zu überzeugen. Wie sie sich schnell für Menschen begeisterte, so konnte sie sich auch für leblose Gegenstände in einer wunderbaren Weise enthusiasmiren, dann hörte sie auf keine Einwendung, keine Abmahnung und ihr Wille mußte geschehen. Zum Ueberfluß hatte sie an Blumenfeld, der mit Eugenie sich eingefunden, einen ausgezeichneten Bundesgenossen; er theilte ganz und gar ihr Entzücken und schwärmte wie sie für die reizende Lage, die himmlische Aussicht, den schönen Park und die herrliche Villa. So von allen Seiten gedrängt und überstimmt, mußte sich der Geheimrath gegen seine bessere Ueberzeugung zu dem von ihm noch gern vermiedenen Ankauf entschließen. Seine Frau

war so leidenschaftlich für die neue Konquisition eingenommen, daß sie nicht einmal das Urtheil von einem sachverständigen Baumeister abwarten wollte, das er zuvor einzuholen vorschlug. Da der bisherige Besitzer seinerseits nur eine mäßige Anzahlung vorläufig verlangte und die übrige Summe noch stehen lassen wollte, so gab der Geheimrath endlich wenn auch mit Widerstreben nach und der Handel kam noch an demselben Tage zustande. Der Lieutenant begleitete selbstverständlich die Familie in ihr Hotel und von da zur Eisenbahn zurück, wo er sich verabschiedete, um wirklich einige Tage bei seinen Verwandten in Hainberg zuzubringen. Für sein geschicktes, diplomatisches Benehmen und zur Belohnung seiner geleisteten Dienste erhielt er von der Geheimräthin eine Einladung für den nächsten Sonntag, wo sie gewöhnlich, wie sie ihm lächelnd sagte, einen ausgewählten Kreis geistreicher und liebenswürdiger Männer bei sich versammelte. — Als die Familie mit dem nächsten Zug vorüberflog, sah ihr Blumfeld mit einem selbstzufriedenen Lächeln nach; dann steckte er sich eine Zigarre an, die ihm nie besser geschmeckt hatte als in diesem Augenblick. —

Viertes Kapitel.

Am nächsten Donnerstage verließ Martha unter einem passenden Vorwande das Haus, um ihrem Bruder das gegebene Versprechen zu halten und Zeugin bei der Taufe seines Erstgeborenen zu sein. Um nicht Verdacht zu erregen, hatte sie das einfachste Kleid aus ihrer ohnehin nicht allzureich bedachten Garderobe wählen müssen und ihr blondes Haar nur mit einer blauen Schleife schmücken können, aber gerade diese Einfachheit sagte ihrem ganzen Wesen zu und paßte so recht zu ihrer innersten Natur. Am Thore nahm sie eine Droschke, um noch schnell nach einem Silberladen zu fahren und dort für den Täufling das übliche Pathengeschenk zu kaufen; sie wählte ein silbernes Besteck, wofür sie den verlangten Preis dießmal ohne zu handeln bezahlte, damit sie nicht die Zeit versäumte. Das Geld dafür hatte sie aus ihrer Sparkasse genommen. Die Töchter des Geheimraths erhielten für ihre Bedürfnisse an Putz und Bändern monatlich eine kleine Summe, welche zur Noth ausreichte. Martha, die an derartigen Gegenständen wenig oder gar keine Freude fand, hatte natürlich immer einige Thaler übrig, welche sie zu kleinen Geschenken für ihre Freundinnen und

Geschwister verwendete, während die leichtsinnigere Eugenie gewöhnlich schon in der Mitte des Monats mit ihrem Gelde zu Ende war und dann Schulden machte. Für die Schwägerin hatte das gute Mädchen heimlich und wenn alles schlief, einen schönen Kragen mit kunstfertiger Hand gestickt, den sie ihr zum Andenken überreichen wollte. Sie liebte es nicht, mit leeren Händen zu kommen, und schenkte umso freudiger, da sie selbst so wenig für sich bedurfte. Nachdem sie dieses Geschäft beendet und ihre Einkäufe gemacht hatte, beeilte sie sich in die Wohnung des Bruders zu kommen, der sie mit Ungeduld erwartete. Bei ihrem Eintritte fand sie bereits die eingeladenen Zeugen und Gäste vor, denen sie noch schnell vorgestellt wurde. Die Eile und die Verlegenheit, die sie meist in fremder Gesellschaft zeigte, hatten ihre blassen Wangen mit einer lieblichen Röthe gefärbt, so daß sie besser und schöner aussah als gewöhnlich. Auf dem Sopha saß die junge Wöchnerin zwar noch matt und angegriffen, aber glücklich und vor Freude strahlend über die Geburt des Sohnes. Das Kind lag schon geputzt und angezogen in den blühend weißen Kissen; es schlief ruhig trotz des Geräusches, eine junge zarte Menschenpflanze in rührender Unschuld und Hilflosigkeit.

Martha beugte sich zu ihm herab, ihr Auge füllte sich unwillkürlich mit Thränen; sie wußte selber nicht, warum sie weinte; ihr Herz war so voll von zärtlicher Wehmuth, kaum daß sie den gewöhnlichen Glückwunsch für ihren Bruder und die Wöchnerin vorbringen konnte. Sie küßte diesen und Rosalie, welche unter Thränen lächelnd ihr vom Herzen dankte.

„Ihre Schwester muß sehr gut sein," flüsterte einer der Gäste dem seligen Friedrich zu.

„Sie ist das beste Mädchen auf der Welt," antwortete dieser. „Ein Herz so rein wie Gold."

Derselbe nicht mehr ganz junge Mann hörte mit Theilnahme das enthusiastische Lob des Bruders, dann nahte er sich Martha und begrüßte sie als der ihr bestimmte Begleiter, mit dem sie das Kind aus der Taufe heben sollte. Sein männliches Wesen, das sich in den offenen Zügen ausprägte, flößte ihr Vertrauen ein; sie reichte ihm ohne jede Ziererei die Hand und folgte ihm zu dem Wagen, der sie nach der Kirche bringen sollte. Auch der Täufling wurde jetzt der Mutter noch einmal gebracht, die ihn mit einem innigen Kusse entließ, von ihrem stillen Segen gefolgt. — Unterwegs lernte Martha erst ihren Begleiter näher kennen; er war der Besitzer

des Hauses, in welchem Friedrich wohnte, und dessen bester Freund.

„Ihr Bruder,“ sagte er im Laufe des Gesprächs, „hat mir bereits soviel von Ihnen erzählt, daß Sie mir keine Fremde mehr sind. Friedrich hat keine Geheimnisse vor mir und ich weiß, welche Freude Sie ihm durch Ihre Gegenwart heute bereiten, ihm und uns allen mit.“

„Mein Bruder überschätzt sicher mein Verdienst um ihn. Ich glaube nur eine Pflicht zu erfüllen, indem ich seinem Wunsche nachgekommen bin.“

„Nicht immer wird die Erfüllung unserer Pflicht uns leicht gemacht. Ich bin, wie Sie wohl vermuthen, hinlänglich unterrichtet, um zu wissen, daß ihr Hiersein mit keinem geringen Opfer verbunden ist. Indeß verdient Ihr Bruder jede Rücksicht; er liebt Sie mit einer Zärtlichkeit ohne Grenzen, er spricht von Ihnen mit einem Enthusiasmus, der mich in der That neugierig auf Ihre nähere Bekanntschaft werden ließ. In einer Zeit, wo sich die Bande der Familie immer mehr lockern, ist das Beispiel, welches Sie geben, gewiß doppelt anerkennungswerth.“

„Finden Sie es denn nicht natürlich, daß wir die lieben, von denen wir geliebt werden?“

„Gewiß, mein Fräulein! Und doch wie selten

wird die wahre Liebe noch angetroffen. Der Egoismus herrscht in allen Verhältnissen jetzt vor und vernichtet jedes bessere Gefühl. Die heiligsten Bande werden durch die Selbstsucht erschüttert und aufgelöst. Kinder hadern mit ihren Eltern, Brüder stehen gegen Brüder auf, wenn die materiellen Interessen sie entzweien. Und doch gibt es nach meiner Meinung kein natürlicheres und heiligeres Bündniß, als das aus der Familie selber hervorgeht."

„Sie sprechen nur meine innersten Gedanken aus. Doppelt schmerzlich ist darum jeder Zwiespalt in der Familie."

„Ich wollte Sie nicht betrüben. Verzeihen Sie, mein Fräulein, wenn ich Sie verletzt habe."

„Sie haben nur den Finger auf die Wunde gelegt. Ich weiß, daß mein Bruder sich vor Ihnen beklagt hat, daß er leidet, wenn auch nicht ganz ohne eigene Schuld. Ich selber maße mir kein Urtheil über die Handlungsweise meiner Eltern an, aber ich fühle, daß Friedrich durch sein jetziges Leben ihre Verzeihung verdient hat. Unbeschadet meiner kindlichen Pflicht folge ich hierin meinem eigenen Urtheil."

„Und Sie thun wohl daran, da ich mich für die vollständige Besserung Ihres Bruders verbürgen kann."

Martha konnte selber nicht begreifen, wie es kam, daß sie vor einem Fremden, der doch ihr Begleiter war, so unbefangen über diese innersten Verhältnisse ihrer Familie sprach, sie, die sonst so scheu und verschlossen war; aber sein ganzes Wesen flößte ihr das größte Zutrauen ein. Bormann, so hieß ihr Begleiter, schien ihr kein gewöhnlicher Mensch; jedes seiner Worte sprach seine innerste Ueberzeugung aus und dazu sah er sie so treuherzig mit seinen ehrlichen Augen an, daß sie ihm ebenfalls mit derselben Offenheit entgegenkam. Es gibt Menschen, zu denen wir uns unwillkürlich hingezogen fühlen, die in der ersten Stunde des Beisammenseins uns wie alte Freunde und Bekannte vorkommen; wir schließen vor ihnen unser Herz auf und gestatten ihnen einen Einblick in unser innerstes Wesen, ohne uns immer des Grundes bewußt zu sein. So erging es auch Martha mit ihrem Begleiter; es kam allerdings noch der Umstand hinzu, daß er der Freund ihres Bruders und in alle Verhältnisse desselben eingeweiht war. Er verrieth soviel wahre Theilnahme und sein ganzer Charakter bürgte ihr für seine Aufrichtigkeit. Unbefangen gab auch sie sich diesem Eindruck hin, so daß sie ihre gewöhnliche Zurückhaltung vergaß und die reiche Welt ihrer Ge-

danken und Gefühle ihm nicht vorenthielt. Kein Wunder, daß beiden der Weg zur Kirche so kurz vorkam, als der Wagen vor derselben hielt. Hier empfing Martha das liebliche Kind, welches verwundert seine blauen Augen aufschlug und sie anstarrte. Ein süßer Schauer durchströmte sie bei der Berührung des kleinen Wesens, das in ihren Armen ruhte; sie erröthete in jungfräulicher Befangenheit und Bormann, der ihr zur Seite stand, fand sie schön in diesem Augenblick und verglich sie im Stillen mit dem Bilde der Madonna, von deren Reizen sie wenigstens den schönsten für ihn besaß, nämlich den der weiblichen Demuth und Bescheidenheit. —

Sobald die heilige Handlung beendet war, kehrten die Taufzeugen und Gäste in die Wohnung der Eltern zurück. Martha trug das Kind und legte es in den Schooß der Mutter, welche es nach dieser ersten Trennung an ihr Herz drückte und mit Liebkosungen überhäufte. Der glückliche Vater nöthigte die Eingeladenen zu einem kleinen Frühstück; bald löste der Wein die Zungen und es herrschte eine gemüthliche Heiterkeit. Da die Wöchnerin noch zu schwach war, um die Pflichten der Wirthin zu übernehmen, so versah Martha ihre Stelle und zwar

zur vollkommenen Zufriedenheit aller Anwesenden. Die Gesellschaft bestand aus der Mutter Rosaliens, deren Brüdern, Anverwandten und einigen Freunden des Hauses. Die Meisten gehörten dem ehrenwerthen Bürgerstande an und ersetzten, was ihnen an höherer Bildung und Abgeschliffenheit abging, durch Herzlichkeit und freundschaftliche Gesinnung; aber auch an Bildung mangelte es vielen nicht, freilich war dieselbe mehr das Resultat des Lebens als der Schule und mehr auf Geschäftsreisen und im Umgange mit Andern, als durch Bücher und Studium erworben. Besonders zeichnete sich Bormann durch seine gründlichen Kenntnisse aus; er hatte manche fremde Länder mit Nutzen gesehen und nicht umsonst Paris, Brüssel und London mit Aufmerksamkeit betrachtet. Sein Urtheil über Menschen und Dinge war klar und bestimmt; zuweilen konnte er auch scharf sein, aber meist waltete eine gewisse Milde vor; nur die Heuchelei und Lüge sowohl in der bürgerlichen Gesellschaft, wie im Leben des Staates, bekämpfte er mit unnachsichtlicher Strenge. Was er sprach, zeigte von reiflichem Nachdenken und von einer Gediegenheit, die unwillkürlich die Aufmerksamkeit und Achtung der Zuhörer sich zu verschaffen wußte. Im ganzen fühlte sich Martha bald in dem ihr bisher

fremden Kreise heimisch; sie verglich im Stillen den Ton dieser Gesellschaft mit dem in ihrem elterlichen Hause herrschenden. In diesem war allerdings mehr geistige Anregung, ein höheres Interesse für Kunst und Wissenschaft; aber der Abstand schien ihr keineswegs so bedeutend, wie sie früher irrthümlich angenommen hatte. Vorzüglich fand sie unter den männlichen Freunden ihres Bruders ein tüchtiges Streben und oft solidere Kenntnisse, als in den geistreichen Zirkeln der Ihrigen. War auch der Horizont dieser Leute beschränkter, ihr Wissen nicht so ausgebreitet und vielseitig, so besaßen sie dafür eine wohlthuende Sicherheit und Gründlichkeit in ihrem engeren Kreise; sie vermieden mit ihren Kenntnissen Staat zu machen und durch paradoxe Behauptungen aufzufallen. Minder bedeutend und interessant erschienen die anwesenden Frauen, welche sich zunächst nur über ihre Wirthschaft, die Kosten der Haushaltung und besonders über das beliebte Kapitel der Dienstmädchen unterhielten; aber auch unter ihnen gab es Einzelne, welche vielen natürlichen Verstand und angeborenen Mutterwitz verriethen. Am meisten fühlte sich Martha zu ihrer Schwägerin und deren Mutter hingezogen, einer würdigen Matrone mit wohlwollenden Zügen und klugen Augen, in denen

die Freude über das Glück ihrer Kinder zu lesen war. Sie nahm bei Tisch den Ehrenplatz ein und alle Welt bemüthe sich, der ‚Großmutter‘, wie sie von jedermann genannt wurde, die höchste Ehrerbietung und Achtung zu erweisen. Dieß schloß jedoch keineswegs einen harmlosen Scherz aus, den sie in derselben Weise zu erwiedern wußte. Besonders wurde sie mit ihrem Anbeter geneckt, der auch bei Tisch ihr nächster Nachbar war; ein alter Junggeselle, Herr Fleischer, welcher als Porträtmaler von seiner Kunst und den Zinsen eines kleinen Kapitals lebte. In der letzten Zeit hatte ‚Großmutter‘ fortwährend mit ihm heimlich zu verkehren gehabt und auch bei Tische flüsterte sie leise mit ihrem alten Courschneider.

„Großmütterchen!“ rief ihr Friedrich scherzend zu, „nehmen Sie sich vor diesem Don Juan in Acht. Er hat es auf Sie abgesehen. Alter schützt vor Thorheit nicht.“

„Geh nur, geh!“ entgegnete sie in demselben Tone. „Du bist und bleibst ein Flausenmacher.“

„Sie sind jetzt hinlänglich gewarnt und ich wasche meine Hände in Unschuld, wenn Ihnen etwas passiren sollte.“

Alle lachten und die schon vorhandene Heiterkeit wurde noch dadurch vermehrt, daß Herr Fleischer

plötzlich verschwand und die Matrone ebenso heimlich ihm nachfolgte.

„Bei Gott," schrie der ausgelassene Friedrich seiner Frau über den Tisch zu; „Deine Mutter läßt sich von ihrem alten Anbeter am Ende noch entführen."

„Sorge nur nicht," entgegnete diese lächelnd; „sie wird schon zurückkommen."

Einige Augenblicke später erschien auch das Paar; Herr Fleischer führte an der einen Hand die Großmutter in ehrerbietigem Menuetschritt, während er in der andern einen verhüllten Gegenstand trug, den er mit geheimnißvollen Mienen auf den Tisch setzte.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte Friedrich neugierig.

„Das sollt Ihr gleich sehen," erwiederte neckend der alte Junggeselle. „Zuvor aber müßt Ihr rathen, und wenn Ihr es nicht trefft, so gebt Ihr uns noch eine Flasche Wein zum Besten."

„So ist es recht," setzte die Matrone hinzu. „Nun strenge einmal Deinen Scharfsinn an!"

„Was wird es sein? Ein Stiefelknecht, ein Haubenkopf, oder sonst etwas."

„Fehlgeschossen," lachte der Maler und entfernte die verhüllenden Decken von einem Bilde.

Dasselbe wurde mit einem allgemeinen, freudigen „Ah!" begrüßt. Aus dem goldenen Rahmen schaute das wohlgetroffene Porträt der Großmutter mit dem freundlichen Gesicht und dem gutmüthigen Lächeln.

Stolz blickte der Maler auf sein Werk und freute sich an der gelungenen Ueberraschung.

„Das schenk' ich Ihnen," sagte er zu der jungen Frau, „zur Erinnerung an den heutigen Tag als Bild und Vorbild für Sie und Ihre Kinder."

Rosalie dankte mit tiefer Rührung dem wunderlichen Freunde und küßte das Original, indem sie die geliebten Züge desselben mit dem Bilde verglich.

„Es ist wirklich zum Sprechen ähnlich," sagte sie lächelnd, „und sie konnten mir keine größere Freude machen."

„Das hab' ich auch gewußt," entgegnete der Maler schmunzelnd. „Bei jedem Striche hab' ich auch nur an Sie gedacht und ich darf wohl sagen, daß mir selten ein Bild so gelungen ist, wie dieß."

„Das macht, weil er es mit verliebten Augen gemalt hat; dafür soll Er auch seine Flasche Wein

jetzt bekommen; Er hat sie redlich verdient," rief Friedrich in der heitersten Laune.

Die Flasche wurde gebracht und auf das Wohl des alten Künstlers und der Großmutter geleert, die sich unter Kniren und mit freundlichem Lächeln für die ihr widerfahrene Ehre bedankte. — So fehlte es nicht an heiteren Szenen und anmuthigen Scherzen, welche stets ein dankbares Publikum fanden und immer in den gehörigen Schranken blieben. Hier wurde nichts bekritelt und verspottet, es herrschte vom Anfang bis zum Ende des Mahles eine wohlthuende Harmlosigkeit, welche besonders auf Martha einen angenehmen Eindruck machte. Sie gab sich willig der frohen Stimmung hin und trat aus ihrer gewöhnlichen Abgeschlossenheit gänzlich heraus. Indem sie aber ihre Sprödigkeit verlor, wurde sie selbst immer liebenswürdiger, ohne es zu wissen. Freundlich nahm sie selbst die kleinen Neckereien hin, die ihr als der einzigen Unverheirateten bei dieser Gelegenheit zutheil wurden; sie ließ sich solche kleine Scherze gern gefallen und erwiederte oft dieselben in dem gleichen Tone. Mit ihrem Nachbar unterhielt sie sich sehr angelegentlich; ihre günstige Meinung von ihm wurde durch ein längeres Gespräch mit ihm nur befestigt. Alles, was er that und sagte, trug den

Stempel eines durchgebildeten Charakters, und erhöhte nur die Achtung, welche sie für ihn hatte. Auch sein Interesse an ihr stieg mit jedem Augenblicke; er freute sich an ihrer Natürlichkeit und an dem echt weiblichen Sinn voll Feinheit, der ihm fern von jeder gewöhnlichen Eitelkeit und Selbstüberschätzung schien. Seine Bewunderung für ihren Geist trug sich auch unwillkürlich auf ihre körperliche Erscheinung über, und er fand sie trotz ihrer Blässe und einer gewissen Verblütheit mindestens interessant, sogar in manchen Augenblicken schön. Sie war es auch dann, wann ihre Züge sich im Laufe des Gesprächs belebten, ihre blauen Augen feuriger wurden und ein gewinnendes Lächeln um ihre fein geschnittenen Lippen spielte. Dazu besaß sie eine edle Stirn, eine kleine Hand und einen zierlichen Fuß, Reize, die dem scharfen Auge des Herrn Bormann nicht entgangen waren.—

Die Zeit verschwand indeß mit geflügelter Eile und Martha mußte an ihren Rückweg denken, während die übrigen Gäste noch länger zu verweilen schienen und keineswegs so bald zum Aufbruch eine Miene machten. Sie erhob sich und wollte sich still entfernen; aber das war so leicht nicht möglich. Friedrich und alle Anwesenden merkten ihre Absicht

und bestürmten sie so lange mit Bitten, bis sie ihre Einwilligung gab, wenigstens noch ein Viertelstündchen zu verweilen; aber das Viertelstündchen dehnte sich zur halben und zur ganzen Stunde aus, bis es so spät wurde, daß sie ernste Unannehmlichkeiten wegen ihres Ausbleibens vonseiten ihrer Eltern befürchtete.

„Ich muß jetzt gehen," flüsterte sie ihrem Bruder zu. „Du weißt, daß zu Hause niemand eine Ahnung haben darf, wo ich gewesen bin."

Seine Stirne verfinsterte sich; es war der einzige Wermuthstropfen in dem Freudenbecher des heutigen Tages.

„O! ich wollte," sagte er unmuthig, „daß ich Dich immer hier behalten könnte, daß wir uns nie zu trennen brauchten. Du bist doch nur das Aschenbrödel der Familie und keiner schätzt Dich so, wie Du es verdienst."

„Laß es gut sein, ich bin mit meiner Stellung ganz zufrieden. Jetzt aber muß ich fort; halte mich nicht länger auf, denn es ist schon spät geworden."

„Ich will Dich wenigstens begleiten; es ist schon dunkel auf den Straßen."

„Wo denkst Du hin? Du darfst nicht Deine Gäste verlassen. Was würden diese zu einem solchen

Benehmen sagen? Ich werde schon allein gehen, da ich mich nicht im geringsten fürchte."

Das leise geführte Gespräch wurde durch Bormann's Dazwischenkunft unterbrochen, er hatte nur die letzten Worte vernommen und wandte sich deßhalb an seinen Freund.

„Ihre Schwester hat Recht," sagte er zu Friedrich. „Als Wirth müssen Sie hier bleiben. Wenn sie es aber erlaubt, werde ich Ihre Stelle einnehmen und das Fräulein nach Hause bringen."

Der Bruder nahm sogleich das freundschaftliche Anerbieten an, während Martha verlegen die Augen zu Boden schlug und erröthete.

„Ich möchte nicht gern zudringlich erscheinen," fuhr Bormann mit einiger Empfindlichkeit fort. „Verzeihen Sie, mein Fräulein, wenn ich Sie durch meinen wohlgemeinten Antrag beleidigt habe."

Er wollte sich gekränkt zurückziehen, doch ein bittender Blick aus ihren Augen hielt ihn zurück.

„Ich nehme mit Vergnügen Ihre Begleitung an," fügte sie hinzu, indem sie wie zur Entschuldigung und Versöhnung ihm ihre Hand entgegenstreckte. Er nahm sie und hielt sie länger, als dieß nöthig war, in der seinigen, unschlüssig, ob er sie küssen durfte. Wahrscheinlich hätte sie ihm dieses neue

Versehen nicht übel genommen, doch Bormann bekämpfte dieses aufsteigende Verlangen, da er keineswegs mit solchen Galanterien so verschwenderisch wie andere Männer den Damen gegenüber war. Er legte ein gewisses Gewicht selbst auf diese äußeren Zeichen der Neigung und schrieb ihnen nicht mit Unrecht eine höhere Bedeutung zu, als dieß gewöhnlich geschieht. — Nachdem Martha von ihren Verwandten und der ganzen Gesellschaft sich auf das herzlichste verabschiedet hatte, verließ sie in Begleitung Bormann's das ihr doppelt liebgewordene Haus. Es war eine eigenthümliche Empfindung, die sie auf der Straße hatte, als sie so an der Seite eines ihr bisher fremden Mannes ging. Sie war zwar früher schon von Andern auch begleitet worden, aber ohne Aehnliches zu fühlen. Sie wußte selber nicht, warum ihr dießmal das Herz so heftig schlug, als wäre sie im Begriff, ein Verbrechen zu begehen; sie zitterte einem Bekannten zu begegnen, und es war ihr immer, als starrten sie alle Vorübergehenden mit fragenden Augen an. Die Straßen, welche sie doch von ihrer Kindheit kannte, erschienen ihr mit einemmale wie verwandelt und die Häuser gänzlich umgetauscht. Es lag wie eine Zentnerlast auf ihrer Brust und doch war sie innerlich nicht traurig, son-

dern eher froh; unruhig und wieder voll unnennbarer Seligkeit. Es war bereits dunkel geworden, aber die silberne Mondsichel und einzelne schimmernden Sterne verbreiteten ein dämmerndes Licht an dem warmen Junihimmel. Der sanfte Dämmerschein paßte so recht zu ihrer innersten, wehmüthig freudigen Stimmung. In weiter Ferne mochte es wohl gewittert haben, denn am Horizonte zuckte von Zeit zu Zeit ein röthlicher Feuerschimmer von dem Wetterleuchten und die schwüle Hitze des Tages wurde dadurch abgekühlt. Der muthwillige Nachtwind fächelte um Martha's brennende Wangen und legte sich wie eine sanfte, kühlende Hand auf ihre heiße Stirn, so daß sie nach und nach wieder zur Besinnung kam und die Reden ihres unerwarteten Begleiters zu beantworten vermochte. Nach und nach verlor sich ihre Befangenheit, sie wurde dreister und im Stande, zu ihm wieder emporzusehen; ja sie fühlte sich wohl und sicher in seinem Schutz, wenn sie sich an seine männliche Gestalt anlehnte oder zufällig ihn berührte; nur kam es ihr vor, als dürfte diese nächtliche Wanderung niemals enden, als könnte sie nie wieder in das Haus ihrer Eltern zurückkehren, als müßte dieses eigenthümliche Verhältniß ewig so fortdauern ohne Aufhör, ohne Veränderung, ohne

Ende — Auf den Straßen herrschte fast ein regeres Treiben als am Tage selbst, wo die Hitze und die Arbeit die meisten Einwohner zurückhielt; jetzt erst eilte der fleißige Handwerker, der beschäftigte Kaufmann vor das Thor und ins Freie, um sich mit ihren Familien in der Natur und in einer reineren Luft zu erholen. Mehrere Männer und Frauen in einfacher Arbeitertracht gingen an Bormann vorüber; sie mußten ihn kennen, denn sie grüßten ihn höflich und mit Ehrerbietung.

„Guten Abend," erwiederte er freundlich. „So ist es Recht," fügte er hinzu, „nach der Arbeit schmeckt der Feierabend, nicht wahr, Kinder?"

„Das wollen wir meinen," entgegnete Einer von ihnen, der für die Uebrigen das Wort führte. „Es gab heute in der Fabrik genug zu thun und wir haben uns gewundert, daß Sie nicht da waren, Herr Bormann."

„Hat Euch denn der Werkmeister nicht gesagt, daß ich eine Abhaltung hatte?"

„Freilich, aber Sie fehlten uns doch überall, es geht alles noch einmal so gut, wenn Sie zugegen sind."

„Morgen bin ich wieder unter Euch; bis dahin mit Gott!"

„Leben Sie wohl, Herr Bormann."

Von neuem grüßend entfernten sich die Leute; im Vorübergehen hörte Martha, wie die Frau, auf sie deutend, dem Manne leise zuraunte: „Das wird wohl die Liebste des Herrn sein." In solchen Dingen haben die Frauen einen ganz besonderen Scharfblick. Auch Bormann schien die Bemerkung gehört zu haben, denn ein verlegenes Lächeln umschwebte seine Lippen, doch suchte er dasselbe vor seiner Begleiterin zu verbergen.

„Es waren das die Arbeiter aus meiner Fabrik," bemerkte er, indem er sich bemühte, das durch diese Unterbrechung stockende Gespräch wieder anzuknüpfen.

„Ich wußte nicht, daß Sie Fabrikant sind," antwortete Martha zerstreut.

„Ursprünglich war ich wie mein verstorbener Vater Handwerker und zwar Posamentier, nach und nach hat sich mein Geschäft dermaßen vergrößert, daß die kleine Werkstätte nicht mehr ausreichte und ich eine Fabrik anlegen mußte. Gegenwärtig beschäftige ich mehr als hundert Menschen."

„Es muß für einen Mann ein angenehmes Gefühl sein, wenn er sich sagen kann, daß er sich selber alles zu verdanken hat. Wir armen Frauen

sind in dieser Beziehung zu beklagen. Was vermögen wir zu thun, was können wir leisten, das einigermaßen sich der Mühe lohnt?"

„O! sagen Sie das nicht. Die Frau wirkt in ihrem Kreise ebenso Großes, wie der Mann in dem seinigen; er ist der Kopf und sie das Herz der Gesellschaft; ihm gehört die Welt und ihr das Haus."

„Und ist die Welt nicht umso größer als das Haus?"

„Weiter wohl, aber nicht größer. Das Haus bleibt immer der Mittelpunkt unseres Daseins, von dem wir ausgehen, zu dem wir wieder zurückkehren; alle Radien der entfernten Peripherie streben diesem ewigen Ziele zu. Aus diesem heiligen Quell schöpfen wir Liebe, Begeisterung, die edelsten Güter der Menschheit. Hier empfängt das Kind die ersten und darum auch die bleibendsten Eindrücke; das Beispiel, das ihm hier gegeben wird, ist entscheidend für sein künftiges Leben. Der Jüngling freilich reißt sich los und stürmt wild in die Welt hinaus, aber als gereifter Mann sucht er Erholung, Trost und Freude im Schooß der Häuslichkeit. Den Frauen allein verdanken wir es, daß wir nicht in dem äußern Treiben verwildern und untergehen. Das ist der schöne Beruf, den ihnen die Natur angewiesen hat, und wer

möchte zweifeln, daß sie auf diesem Gebiete das Höchste leisten; sie übertreffen uns durch die Tiefe ihres Gefühls, durch die Reinheit ihrer Sitten und vor allem durch eine Opferfähigkeit ohne Grenzen."

Mit niedergeschlagenen Augen hörte Martha das Lob, welches ihr Begleiter mit beredtem Munde ihrem Geschlechte spendete. So konnte nur ein edler Mann von den Frauen sprechen, umsomehr wunderte sie sich im Stillen, daß er noch nicht ein Herz gefunden zu haben schien, das seiner würdig war. Seine ideale Auffassung der Familie stimmte vollkommen mit ihren eigenen Ansichten überein, obgleich ihr praktischer Sinn und ihre Erfahrungen von dem weiblichen Geschlecht ihr eine andere und minder günstige Meinung aufdrängten.

„Sie schildern," sagte sie mit ihrer gewohnten Offenheit, „die Frauen, wie sie sein sollten, nicht wie sie sind. Ich kenne mein Geschlecht zu gut, um so unbedingt in das ihm ertheilte Lob einzustimmen. Allerdings liegen unsere Schwächen und Fehler weniger in unserer Natur als in der Erziehung, die uns zutheil wird. Bestimmt, durch unsere äußere Erscheinung zu gefallen, angewiesen auf den schönen Schein, wenden die meisten von uns zuletzt nur ihre ganze Aufmerksamkeit auf diese Aeußerlichkeiten und

suchen sich und Andere zu täuschen. Ich finde im ganzen bei den Männern ein höheres, geistiges Streben, mehr Wahrheit und innere Ehrlichkeit. Am meisten aber beneide ich Ihr Geschlecht, daß es ohne Neid und kleinliche Eifersucht das Große und Bedeutende an Anderen bewundern kann; was wir Frauen nur selten und ausnahmsweise unter uns vermögen. Darauf gründet sich auch das Gefühl für Freundschaft, welches nur bei den Männern in seiner ganzen Reinheit und Stärke angetroffen wird. Ich wünschte mir oft nur darum allein ein Mann zu sein, und wenn ich einen Neid empfand, so geschah es nur deßwegen."

Bormann dachte im Stillen: wie gern wollte ich ihr Freund sein; doch er fühlte, daß es nicht an der Zeit sei, diesem Gedanken Worte zu leihen. Martha's ganzes Wesen flößte ihm einen so hohen Grad von Achtung ein, daß er es nicht gewagt hätte, irgendeine banale Phrase in ihrer Gegenwart zu äußern, selbst wenn er dieß im Stande gewesen wäre. Dazu schätzte er sie schon viel zu hoch als ein Weib, wie er es bisher noch nirgends in der Gesellschaft gesehen zu haben glaubte. — Auch war er viel zu besonnen und vorsichtig, um nach Art sovieler Männer, seine augenblicklichen Empfindungen ohne Bedenken auszusprechen, lieber schwieg er still und galt darum

oft für unhöflich oder gar beschränkt. Er prüfte bei solchen Gelegenheiten sich und seine Gefühle mit einer fast peinlichen und hypochondrischen Strenge, um jeder Täuschung zu entgehen. Diese angeborene Aengstlichkeit war wohl auch der Grund, daß er trotz seiner günstigen Verhältnisse bereits das dreißigste Jahr erreicht hatte, ohne an eine ernstliche Verbindung zu denken. Er schien noch mißtrauischer in dieser Beziehung gegen sich, als gegen Andere und hatte darum oft die günstigsten Gelegenheiten vorübergehen lassen, weil er sie entweder nicht bemerkte, oder, wenn er sie bemerkte, mit selbstquälerischer Gewissenhaftigkeit von sich wies. Nach und nach war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß er niemals heiraten würde, weil er nicht zum Ehemann tauge; eine Ansicht, welche oft gerade die vorzüglichsten Männer in einem gewissen vorgerückteren Alter von sich selber haben. So war Bormann auf dem besten Wege, ein alter Junggeselle wie der Maler Fleischer zu werden, obgleich niemand so sehr das Bedürfniß nach Liebe empfand, als gerade er. Schon wurde er von seinen Freunden damit aufgezogen, von den jungen Mädchen als ‚Ehescheuer' nicht mehr beachtet und sogar von den Müttern heiratsfähiger Töchter als unverbesserlich aufgegeben. Dadurch bestärkte er sich nur immer mehr

in seinem Wahn; er zog sich fast gänzlich von jeder Gesellschaft zurück, wo er Frauen oder Mädchen zu begegnen wußte, und wurde nur noch mißtrauischer gegen sich selber. Am liebsten verweilte er zu Hause bei seinen Büchern und technischen Arbeiten, die ihn für den Mangel des häuslichen Glückes entschädigen sollten. Allerdings vermehrte er dadurch seine Kenntnisse; er erwarb eine für seinen Stand gewiß höchst seltene Bildung, da er sich nicht nur auf sein Fach beschränkte, sondern an allen wissenschaftlichen Leistungen der Gegenwart den lebendigsten Antheil nahm. Selbst geschichtliche und streng philosophische Studien trieb er mit jener Beharrlichkeit und Ausdauer, die man meist bei Autodidakten findet. Je geringer die Ansprüche waren, welche man an seinen Stand zu machen glaubte, desto höher stieg die Achtung seiner Bekannten und auch Fremder, welche ihnen diese unerwartete Bildung Bormann's einflößte. Er wurde durch seine Tüchtigkeit zunächst in den bürgerlichen und ihm näher stehenden Kreisen bekannt und bald auch zu mehreren städtischen Ehrenämtern gewählt. Die Regierung selber wurde auf ihn aufmerksam und zog ihn mehrfach bei der Gesetzgebung und in vielen Fällen zu Rathe, welche das Fabrikwesen betrafen. Alle diese wohlverdienten Auszeichnungen vermochten

jedoch nicht, die innere Leere seines Herzens und die Unzufriedenheit mit sich selber zu beseitigen. Hätte er Angehörige, eine Familie gehabt, so wäre er glücklicher gewesen; so stand er nach dem Tode seiner Eltern fast ganz allein und ohne allen Anhalt. Friedrich, der mit ihm geschäftlich verbunden war, indem er für Bormann Muster und Zeichnungen lieferte, wurde mit der Zeit sein einziger Freund und endlich auch sein Hausgenosse. Einen Theil dieser Freundschaft schien jetzt Bormann auf die Schwester übertragen zu wollen, denn es war ihm sonst unerklärlich, wie es mit einemmale kam, daß er seine gewöhnliche ‚Mädchenscheu' so weit vergessen konnte, um Martha seine Begleitung von freien Stücken anzubieten. Es kam ihm ordentlich wunderlich vor, daß er jetzt an ihrer Seite in so angelegentlichem Gespräche ging, und zuweilen mußte er sich förmlich besinnen, ob er noch derselbe Mann sei, der er heute früh gewesen. In seinem ganzen Leben hatte er bis jetzt kein Mädchen gefunden, das ihm ein solches Zutrauen einflößte wie seine Begleiterin; sie erschien ihm nicht wie eine Fremde, sondern wie eine alte Bekannte. Tief innerlich wünschte er, daß er solch eine Schwester hätte, für die er sorgen und arbeiten könnte; das wäre ihm eine rechte Freude gewesen.

Daß sie aber einmal sein Weib werden sollte, daran dachte er in seiner schüchternen Befangenheit nicht, dazu fehlte ihm der Muth. Deßhalb unterließ er es auch, in seinen Gesprächen nur im entferntesten die gewöhnlichen Artigkeiten und Komplimente anzubringen, womit sonst ein junger Mann sich den Damen zu nähern pflegt; und gerade dadurch gewann er nur in ihren Augen an Achtung und Würde. Sie konnte diese meist unwahren Redensarten ebensowenig leiden, wie das Schmachten und die Zudringlichkeit derartiger Gecken. Indem aber beide die gewöhnliche und verbrauchte Galanterie fallen ließen, näherten sie sich unwillkürlich einander mehr, als dieß sonst geschehen wäre; sie verkehrten viel freier und unbefangener, weil sie vonseiten ihres Herzens nichts zu fürchten glaubten. Zwar klagte Bormann über seine Einsamkeit und Verlassenheit, über den Mangel einer theilnehmenden Seele, aber er that es so absichtslos, daß Martha auch nicht im geringsten die naheliegenden Beziehungen erfaßte. Sie fühlte nur Mitleid mit seiner Lage und gab ihm den wohlgemeinten Rath, sich zu zerstreuen und mehr in der Gesellschaft zu leben.

„Sie müssen nicht soviel arbeiten," sagte sie theilnehmend. „Auch das beste Buch kann uns nicht

das Leben und die Menschen ersetzen, sie mögen sein, wie sie wollen. Ich glaube, daß Sie viel zu viel zu Hause sitzen, das dürfen Sie nicht thun; Sie werden mit der Zeit dabei zum Hypochonder."

„Ich glaube, daß ich bereits ein solcher geworden bin."

„Sobald Sie Ihren Zustand kennen, so werden Sie auch das Uebel beseitigen. Ich traue Ihnen die nöthige Willenskraft zu."

„Wie viele Fehler sieht man klar ein und doch fehlt uns der Muth dazu, sie zu bekämpfen."

„Das dürfen Sie nicht sagen. Ein wahrer Mann wird stets Herr seiner Schwächen sein; dafür gehören Sie ja zu dem stärkeren Geschlecht. Wir Frauen haben schon weit eher das Recht, von unseren Launen abhängig zu sein; die Natur hat uns aus einem weicheren Stoff gebildet, unsere Nerven so leicht verstimmbar geschaffen, daß wir oft bei dem besten Willen uns nicht beherrschen können. Ich gestehe Ihnen, daß mir ein Hypochonder fast immer den Eindruck eines Schwächlings macht, der bemitleidet zu werden wünscht. In den meisten Fällen liegt die Schuld an ihm; einwenig Energie, eine geregeltere Lebensweise, zweckmäßige Zerstreuung und das ganze Heer der eingebildeten Leiden verschwindet mit der Zeit."

„Sie sind ein trefflicher Arzt und ich werde Ihre Vorschriften getreu befolgen. Das verspreche ich Ihnen."

„Und Sie sollen sehen, wie wohl Sie sich dabei befinden werden. Ich will mich freuen, wenn meine Kur bei Ihnen gelingt."

So rückten beide einander immer näher und die Scheidewand, welche theils in den Verhältnissen, theils in ihrem Wesen lag, verschwand nach und nach immer mehr. Je abgeschlossener und je weniger mittheilsam ihre Charaktere von Natur waren, umsomehr gaben sie sich jetzt dem Drange nach gegenseitiger Mittheilung hin. Es war für sie ein Bedürfniß, sich auszusprechen, und indem sie dieß thaten, lernten sie sich in kurzer Zeit besser kennen, als es sonst oft selbst bei einem längeren Umgange möglich ist. — Im emsigen Austausch ihrer Gedanken bemerkten sie kaum, daß das Thor bereits hinter ihnen lag, daß sie sich schon in dem sogenannten ‚Geheimrathsviertel' befanden. Erst in der Nähe des elterlichen Hauses blieb Martha wie erschrocken stehen.

„Hier wohne ich," sagte sie einigermaßen wieder befangen. „Meine Eltern erwarten mich."

„Schon!" murmelte ihr Begleiter in ungewohnter Selbstvergessenheit.

Er zögerte mit dem Abschiede, denn es war ihm

zu Muthe, als hätte er ihr noch vieles mitzutheilen, was er bisher vergessen, als müßte er ihr noch etwas sagen, was er bis jetzt verschwiegen hatte. Vergebens suchte er sich zu besinnen, er fand kein einziges Wort, das ihm passend schien. Martha wurde ängstlich; sie fürchtete von den Ihrigen bemerkt zu werden. Die Begleitung eines fremden Mannes konnte für sie lästige Fragen und Erörterungen vonseiten ihrer Eltern herbeiführen; deßhalb beeilte sie sich fortzukommen. Sie that einen schnellen Schritt nach der Hausthür, welche zum Glück noch offen stand; bald aber schien sie sich über ihre kindische Furcht zu schämen und sie wartete, bis Vormann wieder an ihrer Seite war. Selbst die Anwesenheit des Viktualienhändlers, der mit seiner Frau vor dem Keller saß und die Abendkühle gemächlich genoß, hielt sie nicht länger ab, ihm ihre Hand zu reichen.

„Auf Wiedersehen!“ flüsterte sie ihm freundlich zu.

„Bei ihrem Bruder?“ entgegnete er ebenso leise. „Sie werden doch nach ihrem Pathchen sehen?“

„Gewiß! ich komme. Gute Nacht, Herr Vormann!“

„Gute Nacht nach einem schönen Tage, der mir unvergeßlich bleiben wird.“

Er wollte noch mehr sagen, weit mehr; aber die Anwesenheit des Keller bewohnenden Ehepaars

legte ihm einen unwillkommenen Zwang auf; selbst der Kuß auf ihre Hand, den er ihr jetzt so gern gegeben hätte, mußte aus demselben Grunde unterbleiben. Trotz seiner Menschenfreundlichkeit wünschte er die Störer dahin, wo der Pfeffer wächst. Endlich riß sich Martha los und verschwand vor seinen Blicken wie ein schöner Traum; er aber blieb noch immer stehen und starrte der ihm liebgewordenen Erscheinung nach; dann wendete er sich ab und kehrte zu der Gesellschaft zurück, die noch einige Zeit bei Friedrich verweilte.

„Nun, Bormann,“ fragte dieser, „haben Sie Martha gut nach Hause gebracht? — Sie ist ein treffliches Mädchen.“

„Ich könnte Sie um eine solche Schwester beneiden!“

„Kommen Sie, wir wollen auf ihr Wohl anstoßen und zugleich auf treue Brüderschaft.“

„Vom Herzen gern.“

Das geschah und die Gläser klangen so frisch und hell wie ein festliches Glockengeläute; die Freunde leerten dieselben bis zum letzten Tropfen, darauf reichten sie einander stumm die Hände; ohne ein weiteres Wort zu sprechen, hatten sie sich vollkommen verstanden.

Der Viktualienhändler Stiefke sagte aber zu seiner Frau beim Zubettegehen: „Das hätte ich von

Fräulein Martha nicht gedacht. Sieh einmal Einer an; die hat also auch einen Sponseur sich angeschafft. Freilich, stille Wässer sind tief."

„Na warum soll sie nicht?" antwortete die klügere Ehehälfte, indem sie sich die Nachthaube aufsetzte. „Ich gönne dem Fräulein vom Herzen einen guten Mann; sie verdient ihn; denn im Hause hat sie ohnehin nur wenig Freude. Die Geheimräthin ist immer krank und läßt sich vorn und hinten bedienen. Fräulein Eugenie kümmert sich um nichts als um ihren Staat und ihr Vergnügen, da muß die Aermste alles thun, und noch macht sie es keinem Recht. Die wird einmal recht froh sein, wenn sie fortkommt. Dann werden erst die Andern sehen, was sie an ihr hatten."

Die Frau hätte noch länger so fortgeredet, aber das Schnarchen des Mannes belehrte sie, daß sie nur Selbstgespräche hielt. „Die Schlafmütze!" murmelte sie und drehte sich nach der Wand, um wie er zu schnarchen. —

Fünftes Kapitel.

Im Hause des Geheimraths ging alles wieder seinen gewohnten Gang; Reisland wanderte zur bestimmten Stunde mit Würde auf sein Bureau, die Frau Geheimräthin lag auf dem Sopha und las die neuesten englischen und französischen Romane. Ihr Gesundheitszustand hatte sich seit dem Ausfluge nach Hainberg bedeutend gebessert, besonders seitdem der Ankauf der Villa sogut wie abgeschlossen war. Eugenie konnte nicht genug der Schwester von ihrem Zusammentreffen mit dem Lieutenant und von dem herrlichen mit ihm verlebten Tage erzählen; sie erwartete seine baldige Rückkehr und seinen Besuch bei ihren Eltern. Gerne hätte Martha dieß Vertrauen in ähnlicher Weise vergolten, aber sie scheute sich ihre Anwesenheit bei der Taufe einzugestehen, noch weit mehr aber ihr Zusammentreffen mit Bormann mitzutheilen. Es war dieß weniger Mangel an Zärtlichkeit für die Schwester, als Vorsicht bei der ihr bekannten Plauderhaftigkeit Eugeniens, und eine gewisse mädchenhafte Scheu. Im Stillen dachte sie wohl öfters an den schönen Tag, der einen Lichtpunkt in ihrem Leben bildete; aber sie war keine träumerische und schwärmende Natur. Außerdem

lastete das ganze Hauswesen wegen der Kränklichkeit der Mutter auf ihren Schultern, so daß ihr nur wenig Zeit übrig blieb, den Roman ihres Herzens fortzuspinnen. Die täglichen Geschäfte und Sorgen nahmen sie in Anspruch und drängten all die aufkeimenden Blüten und Blättchen einer beginnenden Neigung zurück, auch wenn sie denselben Raum zur Entfaltung geben wollte. — So verging die Woche; der Sonntag kam heran und mit ihm die ihr gleichgiltige Gesellschaft, welche sich zum Souper regelmäßig einzufinden pflegte. In der Dämmerung erschienen die Gäste, einige Kollegen des Geheimraths mit ihren Frauen, jüngere Assessoren, von denen der eine oder der andere neben seinen juristischen Studien den Musen huldigte, kleine Gedichte und beliebte Märchenbilder schrieb à la „Was sich der Wald erzählt,“ und „Was ich den Vöglein abgelauscht.“ Andere dankten die Ehre ihrer Einladung ihrem Klavierspiel oder einem ansprechenden Gesang und trugen somit zur Unterhaltung der Gesellschaft bei. Die Geheimräthin liebte es, ihrem Kreise einen gewissen künstlerischen und ästhetischen Anstrich zu geben, und im Winter wurden stets noch fremde Virtuosen von der fein gebildeten Dame herbeigezogen. Musik war überhaupt an der Tagesordnung, vor und nach

Tisch wurde gesungen, weit mehr als es manchem alten Herrn lieb war, der am Whisttisch mehr Behagen fand. — Auch unter den anwesenden Damen gab es verschiedene hervorragende Talente, eine Majorin, welche mit Hilfe ihrer verschiedenen Lehrer malte, dichtete und komponirte, sonst an hysterischen Zufällen litt und ihren gutmüthigen Mann zur Verzweiflung brachte; die Frau Professorin, wirkliche Mitarbeiterin an verschiedenen belletristischen Journalen, und die jetzt im Begriffe stand, einen mehrbändigen Roman zu veröffentlichen. Dann erschien auch eine Baronin aus guter Familie, welche in keiner Gesellschaft fehlen durfte, obgleich niemand einen Grund dafür anzugeben wußte; außerdem waren mehrere Freundinnen von Eugenien zugegen, junge Mädchen, die überaus laut und lustig werden konnten, die Köpfe viel zusammensteckten, fortwährend mit einander zu zischeln und zu lachen hatten. Darunter besaßen einige ganz schöne Stimmen; sie dienten zur Staffage und füllten durch ihren Gesang die Zwischenpausen aus, bis man zu Tische ging. Eine neue Erscheinung in diesem Kreise war der Lieutenant von Blumfeld, der jetzt eintrat und mit selbstbewußter Grazie der Geheimräthin entgegenging, um einen Kuß auf ihre noch immer schöne Hand zu

drücken. Eugenie erröthete nur ganz wenig bei seiner Erscheinung, sie hatte ihn ja doch erwartet und war vollkommen vorbereitet auf seine Ankunft. Die kleine Heuchlerin erwiederte seinen Gruß mit der größten Unbefangenheit, beantwortete im scherzhaften Tone seine gesuchte Anrede und wandte sich dann mit der unschuldigsten Miene zu ihren Freundinnen, um dieselben über den Eindruck auszuhorchen, den der Lieutenant hervorbrachte. Wahrscheinlich hätte ihre Liebe bedeutend gelitten, vielleicht wäre sie ganz vernichtet worden, wenn das Urtheil der jungen Damen minder günstig ausgefallen wäre. Zum Glück vereinten sich alle die weiblichen Kritiker zu seinem Lobe: Franziska fand ihn herrlich gewachsen, Thusnelda lobte seine schwarzen Augen, Emilie seinen Schnurrbart, Agnes wußte bereits, daß er ein ausgezeichneter Tänzer war; kurz von allen Seiten fand der Lieutenant Gnade vor den schönen Kunst- oder vielmehr Naturrichterinnen. — Wenig Männer wissen die Bedeutung eines solchen weiblichen Areopag zu würdigen, von dessen Ausspruch oft Leben oder Tod ihrer Liebe abhängt. Das spöttische Lächeln einer Jugendfreundin, ihr mitleidiges Achselzucken, ein verächtlicher Blick hat schon manche keimende Neigung zerstört. Viele junge Mädchen fragen weit weniger ihr Herz,

als ihre Freundinnen bei der Wahl eines Mannes um Rath; sie wollen jedoch von diesen nicht ein gegründetes Urtheil wissen, als vielmehr ihren Neid erregen. Auch Eugenie hatte diese kleine Schwäche und es schmeichelte daher ihrer Eitelkeit, als sie sah, wie groß der Beifall war, den Blumfeld von allen Seiten sich zu erwerben wußte. Nicht minder günstig war der Eindruck, den er auf die Geheimräthin machte, indem er ihr günstiges Vorurtheil von dem Ausfluge nach Hainberg her nach ihrer Meinung nur vollkommen rechtfertigte. Er besaß die nöthige gesellschaftliche Bildung, wußte über alles mitzureden, da es ihm keineswegs an natürlichem Verstande und selbst an witzigen Einfällen nicht mangelte. Besonders aber empfahl er sich durch sein Gesangstalent, das er zur rechten Zeit entwickelte. Das Duett aus den Hugenotten, welches er mit Eugenie sang, erntete einen so großen Beifall, daß die Herren im Nebenzimmer bei ihrem Whist erschrocken emporfuhren und der bisherige erste Tenor, Herr Assessor Lieber, ein höchst verzweifeltes Gesicht schnitt.

„Für einen Lieutenant und Natursänger gar nicht übel," flüsterte er seiner Nachbarin der Baronin zu.

„Ich habe Herrn von Blumfeld schon in ver-

schiedenen Gesellschaften gehört, aber stets nur in demselben Duett, das er heut gesungen hat."

„Er scheint darauf zu reisen; die Stimme ist nicht schlecht, aber ohne Schule. Finden Sie nicht auch, meine Gnädige?"

„Ich bin ganz Ihrer Meinung," antwortete die Baronin, welche in alle Gesellschaften gebeten wurde. Sie pflegte immer dieselbe Meinung zu haben, wie derjenige, mit dem sie zuletzt sprach. Das hinderte sie jedoch nicht, der entzückten Geheimräthin ebenso entzückt zuzunicken. Darin bestand eben das Geheimniß, warum man die Baronin in allen Kreisen so gerne sah und überall einlud, weil sie allen zustimmte.

„Eine charmante Frau," sagte der Assessor Lieber zu einem nahestehenden Freunde. „Die Baronin hat Geschmack und ein bedeutendes Kunsturtheil; sie findet den Vortrag des Lieutenants entsetzlich."

„Liebe Baronin," flüsterte ihr die Geheimräthin zu: „Sie sind Kennerin. Was sagen Sie zu dem Gesange des Lieutenants?"

„Ein herrlicher Tenor."

„Sie verstehen sich darauf."

„Ausgezeichneter Vortrag. Welch ein Feuer, welch eine Schule!"

Eugenie war entzückt von dem Beifalle, welchen Blumfeld fand, und zwar in dem Grade, daß sie darüber ihre eigene Eitelkeit vergaß und das ihr ebenfalls reichlich gespendete Lob kaum beachtete. Der Lieutenant konnte wie Cäsar von sich sagen: ich kam, sah und siegte. Nebenbei besaß er hinlänglich praktischen Verstand, um die Vortheile einer solchen Verbindung zu würdigen; er wußte, daß der Geheimrath ein wohlhabender, wo nicht gar ein reicher Mann war, obgleich er im ganzen wohl das Vermögen seines zukünftigen Schwiegervaters und dessen Einkünfte überschätzen mochte. Der Gedanke aber, eine glänzende Partie zu schließen, war stets die Haupttriebfeder seiner Handlungen gewesen; all sein Streben war nur nach dem einen Ziele gerichtet. Wie viele junge Männer wollte er in der Ehe sich gut versorgt wissen und ein angenehmes Leben führen. Er rechnete auf einen ansehnlichen Zuschuß zu seiner geringen Lieutenantsgage. Allerdings gefiel ihm auch Eugenie und er glaubte sie auch von ganzem Herzen zu lieben, soweit dieß bei seinen ziemlich egoistischen Grundsätzen ihm möglich war. Jetzt entfaltete er seine ganze Liebenswürdigkeit, um sich ihrer zu bemächtigen. Zu Tische bot er ihr seinen Arm an, und der Assessor Lieber mußte

es dulden, daß seine bisherige Angebetete ihm von dem kühnen Lieutenant vor der Nase entführt wurde.

„O! diese Herren vom Militär sind Einem überall im Wege," murmelte er ingrimmig, indem er seinen Arm der von ihm früher vernachlässigten Martha anbot.

Im Stillen freute sich Eugenie über die Eifersucht des Assessors, denn so etwas sieht ein junges Mädchen immer gern, und es gibt für sie kein größerer Triumph, als einen verschmähten Liebhaber in ihrer Nähe zu wissen. Es wurde warm gegessen; ein Luxus, den man nicht in allen Geheimrathsfamilien findet, aber Reisland hielt auf einen guten Tisch und machte ein splendides Haus aus. Er sah gern bei sich Gesellschaft, und außerdem dachte er daran, daß ein gewisser Aufwand keineswegs seinem Kredite schaden könnte. Bei Tisch bemühte sich der Assessor, Martha sogut als möglich zu unterhalten; er entdeckte jetzt mit einemmale, daß sie weit mehr Geist besitze, als er früher bei ihr bemerkte. Es war dieß ganz natürlich, da er sie bis jetzt über die glänzendere Erscheinung der Schwester übersehen hatte; nun aber fand er lauter gute Eigenschaften an ihr und er wunderte sich, wo er seine Augen nur gehabt. Freilich trug der Aerger über seine verschmähte Liebe

viel dazu bei, plötzlich in Martha eine Menge von Tugenden und Vorzügen zu entdecken; er suchte sich über seinen Verlust durch sie zu trösten und bewies dabei sogar eine gewisse Familienanhänglichkeit. Der Assessor war auch kein übler Mann; er schien sogar auf dem besten Wege seine Karriére zu machen, da es ihm nicht an Fleiß und Talent fehlte. Gegen sein Aeußeres ließ sich auch nichts einwenden; er besaß eine ganz passable Figur, ein nicht geistloses Gesicht und sogar einen wohlgepflegten Backenbart. Eugenie hatte ihn früher sehr nett und liebenswürdig gefunden, solange sie noch nicht den Lieutenant kannte. Wegen seiner musikalischen Bildung wurde er in allen Gesellschaften gern gesehen und im Hause des Geheimraths war er schon seit mehreren Jahren ein willkommener Sonntagsgast. Kein Wunder, daß er im Stillen sich mit der Hoffnung schmeichelte, einst die liebenswürdige Eugenie heimzuführen; jetzt sollte es ihm wie dem Erzvater Jakob gehen, der sieben Jahre sich um Rahels Hand bewarb und zuletzt die minder schöne Lea heimführen mußte. Der Assessor hatte sich bereits in sein Schicksal ergeben und machte als ein verständiger Mann gute Miene zum bösen Spiel, indem er sich mit Martha's trefflichen Eigenschaften zu trösten suchte. Vielleicht

wäre dieser Tausch ihm auch geglückt, hätte er nur früher und zur rechten Zeit daran gedacht; jetzt bemerkte sie kaum seine Artigkeiten, und die Huldigungen, die er ihr zu spät darbrachte, waren nur eine neue verlorene Mühe. Eugenie, welche ihm gegenübersaß und die er durch gänzliche Nichtbeachtung zu strafen suchte, weidete sich im Stillen an ihrem Triumph und warnte von Zeit zu Zeit die ältere Schwester schalkhaft mit drohendem Finger. Nach dem Essen wurde noch ein Tänzchen vorgeschlagen und von dem jungen Volke mit vielem Beifall angenommen, worüber die respektiven Eltern, welche sich nach Ruhe sehnten, sehr verdrießliche Gesichter schnitten. Wie gewöhnlich setzte sich Martha an das Klavier, um die nöthigen Quadrillen, Walzer und Galopaden zu spielen; es war dieß stets ihr Loos, zuzusehen und für das Vergnügen der Andern zu sorgen. Sie selbst fand das ganz in der Ordnung, da der Tanz sie nur wenig oder gar nicht ansprach. Dafür überließ sich Eugenie umso leidenschaftlicher dieser Lust; sie schwebte an dem Arme des Lieutenants in unaussprechlicher Seligkeit, bis sie athemlos nicht weiter konnte. Blumfeld war erst jetzt ganz an seinem Platz: er tanzte, wie sie einer Freundin in das Ohr raunte, entzückend wie ein Gott. Dabei war

sie doch gutmüthig genug, im Vorüberfliegen der Schwester einen freundlichen Blick oder ein Lächeln für ihre Mühe zu schenken; auch trat sie während der Pause an das Klavier und gab Martha einen Kuß, der ihr zeigen sollte, wie sie so überglücklich war. — Endlich brachen die Gäste auf; die alten Herren rechneten gegenseitig ab und bezahlten ihre verlorenen Robber; der jüngere Theil der Gesellschaft nahm lachend und scherzend Abschied; jeder behauptete, sich noch nie so gut amusirt zu haben. Die gefällige Baronin umarmte die Geheimräthin mit der Versicherung, einen göttlichen Abend verlebt zu haben. Der Lieutenant benutzte die Verwirrung des allgemeinen Aufbruchs, um Eugenien ewige Liebe und Treue zu schwören, während der musikalische Assessor Martha ein Billet für die nächste Aufführung des ‚Messias' zu bringen versprach, wo er eine Solopartie übernommen hatte. Die Damen küßten sich zum Schluß sehr zärtlich und blieben, wie das einmal bei ihnen Gewohnheit ist, noch in der Thüre stehen, ehe sie sich entschließen konnten, wirklich aufzubrechen; die Herren schüttelten einander die Hände und steckten sich die unvermeidlichen Zigarren an. Der Bediente leuchtete endlich und nahm mit ausgestreckter Hand das willkommene Trinkgeld in Empfang, auf das er zum

großen Theile bei seinem geringen Gehalte angewiesen war. Darauf wurden die überflüssigen Lichter ausgelöscht, die Neigen aus den Weinflaschen zusammengegossen und die Tafel abgeräumt. Bei all diesen Verrichtungen war Martha vorzugsweise beschäftigt, während Eugenie ermüdet auf dem gepolsterten Lehnstuhle niedersank und mit geschlossenen Augen an all die Artigkeiten, Liebesschwüre und Versicherungen des Lieutenants dachte, und sich an seiner Seite schon halb im Traume sah. —

Reisland ging mit seiner Gattin zu Bette; sie war wie immer nach jeder größeren Gesellschaft überaus aufgeregt und gut gestimmt.

„Eugenie," sagte sie, indem sie ihre Nachttoilette machte und die Locken sorgfältig einwickelte, „sah heute entzückend aus. Alle Welt fand sie bezaubernd."

„Ich finde, daß sie Dir ähnlich sieht," antwortete der musterhafte Ehemann.

„Dafür verdienst Du einen Kuß, oder einen Schlag," lächelte die Geheimräthin, indem sie mit wirklicher Zärtlichkeit ihm ihre Lippen hinreichte.

„Es ist wirklich Zeit, daß wir an eine gute Partie für das Mädchen denken," bemerkte Reisland. „Sie ist vollkommen heiratsfähig. Was meinst

Du zu dem Assessor Lieber? Ich hätte nichts dagegen, wenn er sich erklärt; er hat die besten Aussichten, in zwei Jahren kann er Rath sein."

„Ich glaube, daß Eugenie bereits gewählt hat."

„Hoffentlich doch nicht hinter unserem Rücken? Hat sie mit Dir bereits gesprochen?"

„Nicht geradezu, aber doch gab sie mir durch Andeutungen ihre Neigung zu erkennen. Das Auge einer Mutter sieht in dieser Beziehung scharf und läßt sich nicht täuschen."

„Und Du scheinst ihre Wahl zu billigen. Ist es ein Mann, den ich kenne?"

„Lieutenant Blumfeld!"

„Ein Lieutenant. — Ich gestehe Dir, daß ich dazu meine Einwilligung nicht gern geben würde. Soviel ich weiß, besitzt er kein Vermögen."

„Aber er hat reiche Anverwandte, die er einmal beerben wird."

„Das ist immer ungewiß. Wir werden ihn bis dahin unterhalten, oder wenigstens einen bedeutenden Zuschuß geben müssen. Bei unseren Verhältnissen würden wir uns ein großes Opfer auferlegen."

„Auch der Assessor kann noch nicht von seinem Gehalte leben."

„Das ist wahr, aber in zwei Jahren steigen seine Einkünfte um das Doppelte.“

„Der Lieutenant wird nicht ewig Lieutenant bleiben; er ist von Adel und seine Familie ist bei Hofe angesehen. Vielleicht schlägt er später, wie er mir mitgetheilt hat, die diplomatische Karriére ein. Bei seinem Savoir viver und seinem Talente kann es ihm nicht fehlen.“

„Du scheinst ja sehr für ihn eingenommen zu sein.“

„Er ist ein liebenswürdiger Mann und vor allen Dingen denke ich an das Glück Eugeniens; sie liebt ihn, wie es mir scheint, mit Leidenschaft. Ich hätte nicht den Muth, ihr das Herz zu brechen. Das vermagst Du ebenso wenig; nicht wahr, Väterchen? Du bist ja immer so gut.“

„Wir wollen sehen, was sich thun läßt. Du weißt, daß ich mich nicht gern übereile. Wir müssen doch zuerst den jungen Mann genauer kennenlernen und uns nach seinen Verhältnissen erkundigen.“

„Ich gebe Dir vollkommen Recht; unterdeß kann der Lieutenant unser Haus besuchen; ich werde ihn mit dem Auge einer Mutter prüfen, obgleich ich mich in ihm nicht zu täuschen glaube. Mein Instinkt führt mich selten irre.“

„Auch Martha macht mir viele Sorgen. Sie ist bereits dreiundzwanzig Jahre und noch immer hat sich kein Mann für sie gefunden.“

„Leider ist sie nicht so schön und liebenswürdig als Eugenie. Der Assessor schien ihr heute mehr Aufmerksamkeit als sonst zu schenken. Vielleicht nimmt er sie noch und dann wären wir jeder Sorge überhoben.“

„Die Ausstattung der beiden Mädchen wird uns viel kosten, wenn beide zu gleicher Zeit heiraten sollten.“

„Daran ist nicht zu denken. Martha kann noch warten.“

„Sie ist die ältere.“

„Aber ich kann sie vorläufig noch nicht entbehren, sie führt das ganze Hauswesen. Der Assessor kann ohnehin erst in zwei Jahren eine Frau ernähren. Wenn er um sie anhalten sollte, so können wir sie mit ihm verloben unter der Bedingung, daß die Hochzeit erst dann stattfindet, wenn er Rath geworden ist. Bis dahin haben wir uns von unseren Ausgaben wieder erholt und eine Zulage brauchen wir ihm dann nicht mehr zu geben.“

„Damit bin ich vollkommen einverstanden.

Deine Ansicht ist immer die richtige und ich füge mich im voraus Deinen Wünschen."

Trotz dieser scheinbaren Nachgiebigkeit hatte der Geheimrath doch seine Hintergedanken und er schien keineswegs vollkommen mit den Ansichten seiner Frau übereinzustimmen; aber er war bereits daran gewohnt, ihr selbst dann nicht zu widersprechen, wenn er vollkommen im Rechte zu sein glaubte, um sie bei ihrer andauernden Kränklichkeit nicht aufzuregen. Seine Schonung in dieser Beziehung ging so weit, daß sie an Schwäche grenzte, und daß er seine bessere Ueberzeugung aus Liebe für sie unterdrückte; denn er liebte seine Frau, weil er ihr alles zu verdanken hatte, und weil sie wirklich neben ihren Fehlern so manche treffliche Eigenschaft besaß. Sie hatte ihm große Opfer in früherer Zeit gebracht, seinetwegen weit glänzendere Partieen ausgeschlagen, ihn geistig gefördert und gehoben. Bevor sie an ihren Nervenzufällen litt, und dieß war erst seit wenigen Jahren, hatte sie auch dem Hauswesen in anerkennungswerther Weise vorgestanden, durch treffliche Wirthschaft ohne große Kosten ihm das Leben angenehm zu machen gewußt, die Kinder sorgsam erzogen und alle Pflichten eines guten und getreuen Weibes an ihm und den Ihrigen geübt. Erst in

späterer Zeit und mit ihrer Kränklichkeit war allerdings eine nachtheilige Veränderung in ihrem ganzen Wesen eingetreten, nichtsdestoweniger brachen oft wieder ihre besseren und edleren Eigenschaften wie Sonnenblicke aus dem dunklen Nebelschleier hervor, der ihren reich begabten Geist und ihr Herz gänzlich zu verhüllen drohte. Es gab Momente, wo der Egoismus ihrer Seele vollkommen der größten Opferfähigkeit wich, wo die Liebe zu ihrem Gatten und zu ihren Kindern über ihre eingebildeten Leiden und Vorurtheile den Sieg davon trug, wo sie die beste Frau und Mutter wieder ward. Solche Momente waren es, die Martha mit der Mutter vollkommen aussöhnten und all ihr zugefügtes Unrecht, die wiederholte Zurücksetzung vergessen machten. — Die Geheimräthin war bereits eingeschlafen, während Reisland noch immer wachte und über ihre Worte nachdachte. Die Verbindung mit dem Lieutenant war ihm keineswegs angenehm; er besaß hinlänglichen Scharfblick, um denselben zu durchschauen. Die äußere Politur konnte den erfahrenen Mann nicht blenden; auch sah er die Verhältnisse nicht in so günstigem Lichte wie seine allzusanguinische Umgebung; dennoch fehlte ihm der Muth, entschieden gegen Blumfeld's Bewerbung aufzutreten. Er war

ein ebenso guter Vater wie Ehemann und er liebte Eugenie mit wahrer Zärtlichkeit; deßhalb wollte er sie nicht betrüben, besonders da seine Gattin vollkommen mit der Tochter ihm einverstanden zu sein schien. Auch Martha's Schicksal lag ihm am Herzen, und vielleicht wirkte die Aussicht, sie durch den Assessor versorgt zu sehen, mit darauf hin, daß er Eugeniens Wahl wenn auch nicht billigte, doch wenigstens von nun an zu dulden beschloß. Mancherlei andere Bedenken stiegen in seinem Geiste auf und raubten ihm die nöthige Ruhe. Der Ankauf der Villa verursachte einen ziemlichen Ausfall in seinen Einkünften, obgleich ihm immer noch genug blieb, um bei einigen Einschränkungen ganz gut und anständig zu leben. Nun kam aber noch die Ausstattung der Töchter und die jährliche Zulage für den Lieutenant hinzu, ohne die derselbe nicht auskommen konnte. Das alles machte ihn bekümmert umso mehr, da er bisher keine Sorgen gekannt hatte, außer der mit seinem Sohne. Jetzt sah er mit einemmale seine Einkünfte geschmälert, eine Reihe von Ausgaben entstehen, auf die er nicht so bald gerechnet hatte; es mangelte ihm die nöthige Besonnenheit, und wohin er blickte, fand er nur neue und fast unüberwindliche Schwierigkeiten. — Am

nächsten Morgen schon sollte er die erste Anzahlung für die Villa an den bisherigen Eigenthümer leisten; er hatte seinem Bankier, bei dem sein Vermögen untergebracht war, den Auftrag ertheilt, durch den Verkauf von einigen Werthpapieren die benöthigte Summe herbeizuschaffen. Früh am Tage schon begab er sich auf das Comptoir, um das Kapital in Empfang zu nehmen. Der Besitzer des Geschäfts empfing den Geheimrath als einen alten und einträglichen Kunden mit ganz besonderer Höflichkeit; er nöthigte ihn zum Niedersitzen, während er die Rechnung für ihn anfertigen ließ. Herr Hirsch war ein tüchtiger Geschäftsmann, ein Bankier, in dessen Einsicht und Redlichkeit Reisland sein vollstes Vertrauen setzte.

„Ich gratulire," sagte dieser, „zum Ankauf der Villa. Sie sind wirklich zu beneiden, mein lieber Herr Geheimrath!"

„Wie so, Herr Hirsch?"

„Sie können sich ankaufen, wie und wo Sie wollen. Dazu bringt es Unsereiner nicht."

„Sie scherzen nur; bei Ihrem Vermögen —"

„Ein Geschäftsmann kann sein Geld nicht in Grund und Boden stecken, wo es Einem im besten Falle fünf Prozente trägt."

„Das ist auch meine Ansicht, aber meine Frau wünschte sich die Villa so sehr. Ich glaube wirklich, daß sich das Kapital hätte besser verzinsen lassen."

„Ob es sich hätte besser verzinst; zehn, zwanzig, dreißig Prozent sind damit zu gewinnen, wenn sie meinem Rathe folgen. Das Geld liegt auf der Straße, wenn man es nur aufheben will. So eine Zeit kommt so leicht nicht wieder."

„Wie meinen Sie das, bester Herr Hirsch?"

„Alles geht in die Höhe und es läßt sich gar nicht absehen, wie hoch noch die Papiere steigen werden. Seitdem der Friede feststeht, wirft sich alles wieder auf die Spekulation. In einer Woche sind Tausende mit kleinem Risiko zu verdienen."

„Aber immer doch mit Risiko!"

„Wer nichts wagt, gewinnt auch nichts: das ist ein altes Sprüchwort. Wollen Sie keine Gefahr laufen, so müssen Sie freilich mit vier und fünf Prozent vorlieb nehmen. Mir thut nur das schöne Geld leid, wenn ich denke, was Sie damit verdienen könnten. Wenn ich die zehntausend Thaler abrechne, die Sie heut erheben, bleiben Ihnen immer noch zwanzigtausend bar. In einem Jahre können Sie das Doppelte haben, wenn das Glück Ihnen nur ein Bißchen günstig ist."

Der Geheimrath wurde nachdenklich; die lockende Aussicht war zwar verführerisch genug, aber auf der anderen Seite erhoben sich mancherlei Bedenken in seiner Seele. Ursprünglich gehörte das Geld seiner Frau und er hatte sich bisher gleichsam nur als der Verwalter desselben angesehen; ohne ihre Bewilligung scheute er sich irgendeinen gewagten Schritt zu thun. Außerdem fürchtete er die Möglichkeit eines Verlustes, obgleich er vollkommenes Zutrauen in die Worte seines Bankiers setzte, mit dem er schon seit langen Jahren in Verbindung stand; er achtete dessen Ehrlichkeit, Geschäftskenntnisse und Vorsicht, von der er bereits manche Proben hatte. Während Reisland noch so schwankte, füllte sich das Comptoir immer mehr mit Menschen; die Kommis hatten alle Hände voll zu thun. Es war damals wirklich für die Börse eine höchst günstige Periode eingetreten; das überflüssige Kapital strömte mit Macht derselben zu und trieb die Kurse täglich und bedeutend in die Höhe. Die Aussicht an einen längeren Frieden gab der Spekulation eine größere Zuversicht, und nach aller menschlichen Berechnung ließ es sich wohl annehmen, daß der Zustand noch längere Zeit andauern würde. Herr Hirsch sprach nur die allgemein verbreitete Ueberzeugung

aus und glaubte seinem Klienten den besten Rath zu ertheilen. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte der Geheimrath das geschäftige Treiben auf dem Comptoir. Der Kassirer schloß jetzt den feuersicheren, eisernen Geldspind auf, der sowohl das bare Geld, wie die Werthpapiere und Deposita enthielt. Mechanisch griff er in die mit Geld gefüllten Schwingen und zählte mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit die verlangten, oft höchst bedeutenden Summen aus; ebenso ruhig nahm er das ihm gebrachte Geld in Empfang. Ein Kassendiener schleppte die schweren Beutel oft keuchend unter dieser Last; sie wurden schnell gewogen und mit einem Zeichen versehen; worauf sie in dem Geldschrank verschwanden, der einen unerschöpflichen Schatz zu bergen schien. Tausende und aber Tausende kreisten so in kurzer Zeit wie ein goldener Strom vor Reisland's Blicken, der von einem förmlichen Schwindel bei diesem Anblick ergriffen ward. Es ruht ein dämonischer Zauber in dem edlen Metall, gleich strahlenden Augen glänzten die Münzen und blinzelten ihn an, als wollten sie ihn auffordern, nur die Hand nach ihnen auszustrecken. Das gleißte und schimmerte in verführerischer Pracht, klang und klingelte eine Sinne bethörende Musik, die Louisd'ore rollten,

die Thaler klapperten und jedes Geldstück bekam ein eigenthümliches Leben, als hätte es eine Seele, seinen eigenen Trieb und seine besondere Leidenschaft. Das waren keine todten Wesen mehr, sondern verkörperte Wünsche, beseelte Geister, welche sich in die Welt hinausstürzten, um die Menschen zu versuchen, bald zu beglücken, bald zur Verzweiflung zu treiben. — Wenn aber der Kassirer ein Päckchen mit Kassenscheinen hervorlangte, die einzelnen Stücke hinwarf und mit einer fast verächtlichen Handbewegung zuzählte, da konnte sich der Geheimrath kaum eines leisen Schauers wehren. Alles kam ihm hier wie ein Zaubermärchen vor, die Sage von dem Goldlande war in Erfüllung gegangen; das Geld lag wirklich auf der Straße, wie Herr Hirsch zu sagen pflegte. Welche ungeheuere Zahlen schrieb nicht der alte Buchhalter theilnahmlos in das dicke Hauptbuch, Summen, deren bloße Erwähnung dem Geheimrath Kopfschmerz verursachte; er konnte es gar nicht begreifen, wie Herr Hirsch dabei ruhig seine Zigarre rauchen konnte und daß diese ihm nicht vor Schreck ausging; aber der Bankier war bereits daran gewohnt und saß in seinem bequemen Schreibstuhl mit einer bewunderungswürdigen Seelenruhe. Von hier aus ertheilte er wie ein Feldherr während der Schlacht

seine Befehle und Anordnungen; bald setzte er seinen Namen auf ein Blatt Papier und verwandelte dasselbe durch seine bloße Unterschrift wie ein Zauberer in eine bedeutende Geldsumme, welche den Vorzeiger auf der Bank sofort erheben konnte; bald empfing er aus der Hand eines Kommis eine telegraphische Depesche oder eine Nachricht von der größten Wichtigkeit, ohne sein Gespräch mit Reisland deßhalb zu unterbrechen. Dazwischen ertheilte er auch ab und zu auch andern Kunden eine Audienz und gab ihnen gute Rathschläge für die Zukunft. Einzelnen dieser Klienten wies er ansehnliche Summen an, welche sie durch seine Operationen erworben hatten. Mit stillem Neide betrachtete der Geheimrath einen bekannten Rentier, der lächelnd den bedeutenden Gewinnst einstrich und dem Bankier einen neuen Auftrag gab.

„Sehen Sie," sagte Herr Hirsch, als sich der glückliche Spekulant entfernt hatte. „Das können Sie auch haben. Der Mann hat in den letzten Wochen über viertausend Thaler gewonnen. Wie gern würde ich Ihnen einmal so einen Zug gönnen, mein lieber Herr Geheimrath!"

„Ich gestehe Ihnen, daß ich es jetzt gerade brauchen kann. Ich habe zwei Töchter zu verheiraten.

Die standesgemäße Ausstattung kostet viel, und dann ist es damit noch keineswegs abgethan."

„Das weiß ich am besten. Kinder kosten Einem Geld, viel Geld und am Ende hat man keinen Dank davon."

„Ich wäre in der That nicht abgeneigt, mein Kapital mir besser zu interessiren als bisher."

„Das müssen Sie auch thun. Mir blutet immer das Herz, wenn ich das schöne Geld so unbenutzt im Schrank faulen sehe. Fünf Prozent, ich bitte Sie, fünf Prozent in heutiger Zeit sind sogut wie Selbstmord, wo man dreißig und vierzig verdienen kann."

„Sie denken aber nicht an die Möglichkeit eines Verlustes. Sie wissen, daß ich gern sicher gehe; ich bin kein Spekulant und verstehe sogut wie gar nichts von den Börsengeschäften."

„Das ist auch nicht nöthig. Wozu bin ich Ihr Bankier? Sie kennen mich schon seit Jahren, mein Ruf steht Gott sei Dank so fest, daß ich nicht nöthig habe, mich selbst zu rühmen. Was kann mir daran gelegen sein, ob Sie Ihr Geld zu fünf oder zu fünfzig Prozent ausbringen? Ich gewinne und verliere nichts dabei; aber Sie sollen sehen, daß ich Ihr Freund bin. Ich achte und schätze Sie, und darum möchte

ich Ihnen gern einmal ein anständiges Profitchen zuwenden. Verlassen Sie sich ganz auf mich und Sie werden gut dabei fahren. Bis Morgen verschaffe ich Ihnen fünfhundert Thaler; heißen Sie mich einen Schurken, wenn ich nicht Wort halte."

Diese Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht und machte dem Schwanken des Geheimraths ein Ende; er hatte keinen Grund, den Worten des Bankiers zu mißtrauen. Herr Hirsch war bei Juden und Christen als ein ehrenwerther und tüchtiger Geschäftsmann bekannt und hatte, wie gesagt, weder ein Interesse, noch einen Vortheil von seinem Rathe zu erwarten.

„Nun meinetwegen," sagte Reisland nach kurzem Besinnen. „Wir können ja einen kleinen Versuch machen, aber ich gestehe Ihnen, daß ich von der Sache sogut wie gar nichts verstehe."

„Verlassen Sie sich ganz auf mich, und Sie sollen gut dabei fahren. Ich kaufe Ihnen ein feines Papier und, um ganz sicher zu gehen, mit Prämie. Dabei sind im schlimmsten Falle Hundert zu verlieren und Tausend zu gewinnen."

„Das läßt sich hören," antwortete schmunzelnd der Geheimrath, indem er bereits in Gedanken die gewonnenen Goldstücke einstrich.

„Sie geben mir also Vollmacht?“ fragte der vorsichtige Bankier.

„Allerdings, aber ich bitte Sie nochmals, vorsichtig zu sein. Das Kapital darf nicht angegriffen werden.“

„Seien Sie ganz unbesorgt. Ihr Geld bleibt ruhig liegen; wir kaufen gegen Prämie auf Lieferung. Dazu braucht man keinen Groschen bar. Das ist eine schöne Erfindung; nicht wahr, Herr Geheimrath? Ich kenne Leute, die ohne einen Heller an die Börse gegangen sind und heute über Hunderttausend kommandiren. Sie brauchen sich nur mir gegenüber zu verpflichten, die Differenzen zu bezahlen, wenn wir verlieren.“

„Ich hoffe doch nicht“ — unterbrach der Geheimrath wieder ängstlich gemacht.

„Ein Geschäftsmann muß an alles denken,“ entgegnete Herr Hirsch. „Die Börse kommt mir wie das Wetter vor, heute ist es schön und Morgen regnet es; niemand weiß warum. Aber Sie brauchen sich nicht zu fürchten; ich bin ein guter Barometer, und weiß immer, woher der Wind weht. Vorige Woche habe ich dem Herrn Bengenberger, den Sie hier gesehen haben, den Rath gegeben, Köln-Mindner zu kaufen und er hat viertausend Thaler in einem

Handumdrehn verdient. Ich werde Ihnen nicht schlecht rathen und an Ihnen handeln wie an einem leiblichen Bruder. Diesen Ultimo hoffe ich Ihnen schon ein rundes Sümmchen zu bringen, an dem Sie Ihre Freude haben werden. Noch eine Zigarre gefällig, Herr Geheimrath? Es ist was ausgezeichnetes, echte Havannah, die ich Ihnen empfehlen kann."

Der Geheimrath steckte sich eine neue Zigarre an und nahm von dem Bankier Abschied in der Hoffnung eines ansehnlichen Gewinns. An die Möglichkeit eines Verlustes dachte er nicht mehr, da er sein vollkommenes Vertrauen in die Erfahrung des Herrn Hirsch setzte, der ihn mit der größten Höflichkeit bis vor die Thür begleitete.

Sechstes Kapitel.

Reisland war ein viel zu guter Gatte, um vor seiner Frau ein Geheimniß zu haben; dennoch fürchtete er sie mit dem eben gethanen Schritt bekannt zu machen. Es war das erstemal in seinem Leben, daß er ohne ihre Bewilligung über das Kapital verfügte, welches er bis jetzt gewohnt war, ausschließlich als ihr Eigenthum zu betrachten. Der Gedanke

machte ihn unruhig; mit sichtbarer Verlegenheit trat er in das Zimmer der Geheimräthin. Ihrem scharfblickenden Auge entging nicht seine Befangenheit.

„Wo bist Du denn so zeitig gewesen?" fragte sie ihn ausforschend.

„Bei unserem Bankier, mein liebes Kind," antwortete er die Augen zu Boden schlagend. „Ich habe das Kapital erhoben, welches wir heute abschläglich für die Villa zahlen müssen."

„Weiter nichts? Du siehst so aus, als ob Du mir noch etwas zu sagen hättest. Reisland! was ist vorgefallen?"

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich recht gethan habe. Herr Hirsch hat mir den Vorschlag gemacht, unser Geld zu höheren Zinsen anzubringen."

„Du hast Dich doch nicht von ihm verleiten lassen, an der Börse zu spekuliren?"

„Wo denkst Du hin? Nur ein kleines und ganz sicheres Geschäft bin ich mit ihm eingegangen, wobei ich nichts verlieren und möglicherweise in kurzer Zeit einige hundert Thaler gewinnen kann."

„Hast Du Dich nur nicht von ihm beschwatzen lassen?"

„Du kennst meine Vorsicht; es ist nicht das geringste Risiko dabei."

„Wenn das der Fall ist, habe ich nichts dagegen einzuwenden. Wir können das Geld jetzt brauchen.“

„Das hab' ich auch gedacht. Es wäre gewiß auch Dir recht angenehm, wenn wir soviel gewinnen, als unsere Mädchen uns bald kosten werden. Meinst Du nicht auch?“

„Gewiß, aber nimm Dich nur in Acht, liebes Väterchen. Ich fürchte nur, daß Du vom Geschäft nicht viel verstehst und daß wir leicht um unser Geld dabei kommen können.“

„Kümmere Dich nicht; Herr Hirsch ist ein vorsichtiger und tüchtiger Mann, er wird mir keinen schlechten Rath gegeben haben. — Du bist mir doch nicht böse, liebe Selma, daß ich einmal eigenmächtig und ohne Dich zu fragen, gehandelt habe? Es soll künftig gewiß nicht wieder geschehen.“

Die Geheimräthin hatte heute ihren guten Tag; die Unterwürfigkeit ihres Gatten rührte sie und sie billigte deßhalb sein eigenmächtiges Verfahren mit der größten Sanftmuth. Er mußte ihr erklären, auf welche Weise das Geld ohne jede Gefahr gewonnen werden sollte, wovon er selbst freilich keinen rechten Begriff hatte. Er zog sich jedoch sogut als möglich aus dieser Verlegenheit und gab ihr eine

ziemlich verworrene Auseinandersetzung von dem Kaufe mit Prämie, von Differenzenzahlung und ähnlichen Börsenmanoeuvres, aus denen sie sich selbst das Beste nehmen konnte. Die Hauptsache blieb jedoch, daß sie sich vollkommen beruhigte und alles billigte, was er bisher gethan.

„Das Geld gehört Dir," sagte sie zärtlich, „so gut wie mir. Als Mann hast Du die Verwaltung desselben, und es steht Dir frei damit zu schalten, wie Dir beliebt. Ich weiß, daß Du ein zu guter Vater bist, um leichtsinnig mit unserm Vermögen zu handeln. Es soll einmal der Nothgroschen für unsere alten Tage sein. Wenn Du Dich pensioniren läßt, so ziehen wir gänzlich auf unsere Villa und leben dort in stiller Zurückgezogenheit. Von Zeit zu Zeit besuchen uns die Kinder und wenn wir einmal sterben, so hinterlassen wir ihnen soviel, daß sie dann ohne Sorge leben können."

Reisland fiel ein Stein vom Herzen, als er seine Frau so ruhig und freundlich sprechen hörte; er war auf einen Sturm gefaßt und fand sie zu seiner Verwunderung sanft und nachgiebig. Natürlich zeigte auch er seinerseits dieselbe Toleranz, als sie mit ihm über die nöthigen Reparaturen der Villa sprach. Noch heute wollte er mit einem bekannten

Baumeister sprechen und von diesem die Anschläge zu dem Umbau des Hauses machen lassen, auch ein Gärtner sollte angenommen werden, der den verwilderten Park und die Weinberge in Stand setzen sollte. So herrschte zwischen beiden in jeder Beziehung das innigste Einverständniß und das Glück schien in dem Hause des Geheimraths zu wohnen. — Der Lieutenant trat ebenfalls mit seinen Bewerbungen um Eugeniens Hand immer bestimmter hervor; er war fast ein täglicher Gast und nach Ablauf eines Monats der erklärte Bräutigam des liebenswürdigen Mädchens. Die Verlobung wurde durch ein glänzendes Diner gefeiert, wozu alle Freunde des Hauses eingeladen waren. Eugenie schwamm, wie sich das von selbst versteht, in einem Meer von Glück und wurde, wie sich das ebenfalls von selber versteht, von allen ihren Freundinnen beneidet. Der Lieutenant war der aufmerksamste Bräutigam, tagtäglich erschien er mit einem reizenden Bouquet, oder irgendeinem eleganten Geschenk; er veranstaltete kleine Landpartien und sorgte für eine solche Menge von Zerstreuungen, daß die kleine Braut gar nicht zur Besinnung kam und am wenigsten den Charakter ihres Zukünftigen kennenlernte. Außerdem war ihre Zeit so sehr in Anspruch genommen, wenn Blum-

feld nicht zugegen war. Ausstattung und Einrichtung mußte schnell besorgt werden, da der ungeduldige Bräutigam die Hochzeit sobald als möglich zu feiern wünschte. Da gab es den ganzen Tag zu laufen und zu fahren, für Eugenie und die Geheimräthin die angenehmste Beschäftigung. Die Damen zogen von einem Laden zu dem andern, vom Gewölbe zu Gewölbe. In der Leinwandhandlung wurde das feinste Linnen geprüft und ausgewählt, die zartesten Stickereien betrachtet und wieder betrachtet, gehandelt, gefeilscht; und mit welchem schüchternen Erröthen das Brauthemd mit echtem Spitzenbesatze bestellt. Taschentücher von Battist, die von Elfen aus Mondstrahlen gewebt schienen, wurden mit Gold aufgewogen; Eugenie brach bei jedem neuen Stücke in Entzücken aus und küßte der Mutter in seligster Dankbarkeit die Hand. — In dem größten Modewaarengeschäft der Residenz flogen jetzt die Kommis auf ihren Wink und schleppten ganze Ballen von Seidenstoffen für sie herbei; alle Farben des Regenbogens schimmerten vor ihren trunkenen Augen, das sanfte Blau des Himmels, die angehauchte Röthe der zarten Pfirsichblüte, das schmachtende Lila und der stolze Purpur. Die Wahl fiel ihr schwer und wie ein Schmetterling irrte ihr Blick von einem Prachtgewande zu dem andern, un-

schlüssig, auf welchem er verweilen sollte. Schon glaubte sie das Schönste und Modernste gesehen zu haben, schon wollte sie sich entscheiden; doch neuere und schönere Muster nahmen ihre Aufmerksamkeit wieder in Anspruch und gaben ihren Wünschen eine andere Richtung. Vor dem hohen Trumeaux ließ sie sich von der dienstfertigen Ladenmamsell bald eine Sammtmantille, bald einen Spitzenkragen anprobiren, die ihr wie angegossen standen. So sagte wenigstens die Mamsell und der Herr des Ladens, und sämmtliche Kommis stimmten ihr bei und bewunderten sie, ihren Wuchs und wie ihr alles so ganz besonders kleidete.

„Einen solchen Mantel hat die Baronesse Wallberg ebenfalls zu ihrer Ausstattung genommen, diesen Kragen hat die Frau Präsidentin von Zmader für ihre Tochter bestellt, dasselbe Tuch trägt die Comtesse von Arenberg und die russische Gesandtin,“ bemerkte der schlaue Kaufmann, der auf die Eitelkeit des schwachen Geschlechtes spekulirte und die Frauen aus langem Umgange mit ihnen kannte.

Darauf wurde das Brautkleid genommen von Moiré-antique; die Farbe war ein mattes Weiß wie gesponnenes Silber und Eugenie schauerte vor Freude und ahnungsvollem Entzücken, wenn sie sich im Geiste

bereits am Altare erblickte mit dem Myrthenkranze in dem dunklen Haar, angethan mit dem kostbaren Gewande von rauschender Seide, umringt von Freunden und Anverwandten, umgeben von der schaulustigen Menge. Das waren Gefühle, die sich nicht schildern lassen. Auch die Geheimräthin kam sich ordentlich verjüngt wieder vor, und niemals hatte sie weniger von ihren Nervenzufällen gelitten als in dieser Zeit. Beim Aussuchen der Möbel durfte der Lieutenant die Damen begleiten; in seiner Gegenwart überließ sich die holde Braut ganz und gar ihrer angeborenen Heiterkeit. Sie warf sich lachend und scherzend in die elastischen Sessel, und Blumfeld mußte das Gleiche thun. Jedes Stück der Einrichtung wurde so besehen, geprüft und in Gebrauch gezogen.

„Auf dem Sopha," sagte Eugenie zu ihm, „werden Sie Ihre Zigarre rauchen und nach dem Exerziren ausruhen, mein Herr! Dieser Fauteuill kommt in Ihr Kabinet, und der Silberspind wird in meinem Boudoir stehen. Wie gefällt Ihnen die Causeuse? Wenn Sie recht artig sind, dürfen Sie darauf Platz nehmen, und bei mir Ihren Thee trinken."

„O! ich will schon artig sein," antwortete der Lieutenant in demselben Tone.

Ein kostbarer Toilettenspiegel versetzte sie in neues Entzücken, doch war der geforderte Preis der Geheimräthin zu hoch.

„Einzige, himmlische Mutter," bat die kleine Schmeichlerin, „den Toilettenspiegel mußt Du mir kaufen; lieber will ich auf den Schrank verzichten."

„Der Schrank ist weit nöthiger. Wo willst Du denn mit Deinen Kleidern hin? Ein einfacher Toilettenspiegel verrichtet Dir dieselben Dienste."

Aber davon wollte das Mädchen nichts hören; sie bat und drängte so lange, bis die schwache Mutter ihren Wünschen nachgab.

„Nun meinetwegen," sagte sie, „aber der Vater darf davon nichts wissen. Ich werde Dir den Toilettenspiegel kaufen und von meinem Gelde bezahlen."

„O! Du bist so gut, so gut," jubelte Eugenie, und küßte von neuem dankbar der Mutter die Hände.

So wurden die verschiedenen Einkäufe besorgt und jeden Tag wanderten die Ballen mit Kleidungsstoffen und Weißwäsche nach dem Hause des Geheimraths, der mitunter freilich über die großen Rechnungen einen tiefen Seufzer ausstieß. Nätherin und Schneiderin schlugen daselbst förmlich ihr Lager auf,

vom frühen Morgen bis zum späten Abend flogen die Nadeln, klirrten die Scheeren, Seide und Sammt wurden zugeschnitten und verwandelten sich in den fleißigen, kunstreichen Händen zu eleganten Kleidern. Da wurde noch ein Band, dort Besatz und Spitzen verlangt. Der Ausputz kostete wieder Geld und Reisland seufzte von neuem über die gesteigerten Ausgaben. Dann berechnete er im Stillen die Kosten der Hochzeit, den Zuschuß von sechshundert Thalern, die er dem Lieutenant zugesichert hatte. Das alles machte ihn besorgt und verdrießlich. Bis jetzt hatte er so glücklich gelebt, er war immer reichlich mit seinen Zinsen und seinem Gehalte ausgekommen; nun aber hatte sich alles geändert, die Kosten seines Hausstandes sich bedeutend gemehrt und noch größere Ausgaben drohten für die Zukunft. Er war an dergleichen Sorgen nicht gewohnt, und wußte sich nicht recht zu rathen und zu helfen. Dabei sah er sich genöthigt, fortwährend noch eine heitere Miene zu machen, um die reizbare Frau zu schonen und das Glück seiner Lieblingstochter nicht zu trüben. Unter diesen Umständen erhielt er einen Brief von seinem Bankier, der die ganze Zeit über geschwiegen hatte. Herr Hirsch zeigte ihm an, daß die von ihm vorgeschlagene Operation vollkommen geglückt sei, und daß sein ge-

schätzter Klient fünfhundert Thaler dabei gewonnen habe. Das war ein glückliches Ereigniß für Reisland, und er beeilte sich, seine Gattin davon in Kenntniß zu setzen.

„Herr Hirsch ist ein Ehrenmann," sagte er freudig. „Wir haben durch ihn fünfhundert Thaler verdient, die uns bei den gegenwärtigen Verhältnissen recht zustatten kommen."

Sie nahm die Nachricht weit ruhiger auf, als er erwartet hatte. Bei ihr stand nämlich die Meinung fest, daß man bei einem Geschäfte nur verdienen könne. Die Möglichkeit des Verlierens kam ihr gar nicht in Gedanken.

„Aber Du scheinst Dich gar nicht mit mir zu freuen, liebe Selma!" bemerkte er voll Verwunderung.

„Fünfhundert Thaler spielen bei unserem Vermögen keine so große Rolle. Schade, daß Du nicht dem Bankier einen größeren Auftrag gegeben hast. Wir hätten ebensogut das Zehnfache jetzt schon gewinnen können."

„Ich wollte so wenig als möglich riskiren."

„Das ist Schade. Es fehlt Dir immer an Muth, lieber Freund! Was man unternimmt, muß man ganz, oder gar nicht thun."

„Du meinst also, daß ich einmal mit einer größeren Summe spekulire?“

„Das mußt Du besser wissen als ich. Ich verstehe mich nicht auf Eure Geschäfte. Thue, was Du willst, ich gebe zu allem meine Einwilligung, vorausgesetzt, daß Du mit der nöthigen Vorsicht verfährst.“

„Ich fürchte nur, daß die günstige Stimmung an der Börse nicht immer vorhält; es können Schwankungen eintreten“ —

„Umso mehr muß man den jetzigen Augenblick wahrnehmen. Herr Hirsch scheint mir ein ehrlicher und tüchtiger Mann zu sein, der es gut mit Dir meint; ich würde an Deiner Stelle ganz nach seinen Vorschlägen mich richten. — Was meinst Du, lieber Reisland, wenn wir ihn einmal einladen? Zwar paßt er nicht ganz in unsere Gesellschaft, aber als Bankier nimmt er doch immer eine gewisse Stellung ein und er wird sich sehr geschmeichelt fühlen.“

„Ich wollte Dir schon längst den Vorschlag machen, aber ich wagte wirklich nicht.“

„Wo unser Vortheil es verlangt, darf man nicht allzu skrupulös sein. Fordere ihn auf, uns zu besuchen.“

„Das will ich noch heute thun. Du bist in jeder Beziehung ein Engel.“

Noch an demselben Tage begab sich der Geheimrath auf das Comptoir seines Bankiers, um das gewonnene Geld in Empfang zu nehmen. Es kam ihm zur gelegenen Zeit, da er eine Menge von größeren und kleineren Rechnungen für die Ausstattung Eugeniens wieder zu bezahlen hatte. Nun brauchte er nicht erst vom Kapital zu nehmen und konnte mit dem ihm so plötzlich zugefallenen Gelde alle besherigen Ausgaben bestreiten. Herr Hirsch empfing seinen Kunden mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit.

„Nun, Herr Geheimrath," sagte er, „war mein Rath nicht gut?"

„Ich komme nur, um Ihnen zu danken und Ihre fernere Hilfe in Anspruch zu nehmen."

„Sie scheinen Geschmack daran gefunden zu haben," scherzte der Bankier im vertraulichen Tone. „Nicht wahr, so etwas läßt man sich gefallen? l'appetit vient en mangeant. Das Geld steht zu Ihren Diensten und soll Ihnen sogleich ausgezahlt werden."

Der Kassirer griff in den eisernen Geldschrank und zählte wieder mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Sicherheit die blanken Geldstücke hin, welche Reisland mit einem behaglichen Gefühl einstrich.

„Hoffentlich machen wir bald wieder ein Geschäft mitsammen," bemerkte Herr Hirsch mit gemüthlichem

Schmunzeln. „Sie werden mich doch mit einem neuen Auftrage beehren?“

„Darüber wollte ich eben mit Ihnen sprechen.“

„So lieb' ich es, wenn die Leute Courage haben. Man muß das Eisen schmieden, solang es warm ist.“

„Ich möchte allerdings dießmal eine größere Summe wagen. Auf ein Paar tausend Thaler soll es mir nicht ankommen, vorausgesetzt, daß Sie mir wieder einen so guten Rath geben.“

„Ich werde mich stets bemühen, Ihre Interessen wahrzunehmen; aber ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß ich ebensowenig wie irgendein Mensch für den Ausgang stehen kann. Die Börse hat ihre Launen, heute hoch, Morgen niedrig. Das läßt sich nicht mit Bestimmtheit voraussehen, denn sonst wäre es ja leicht, ein reicher Mann zu werden.“

„Natürlich, aber die gegenwärtige Konjektur scheint doch eine überaus günstige zu sein.“

„Das ist wahr. So eine Zeit kommt so leicht nicht wieder. Ich wollte Sie auch nicht abschrecken, aber als Ihr Freund muß ich Sie auf alle Eventualitäten aufmerksam machen.“

„Sie erhöhen dadurch nur das Vertrauen, welches ich in Ihre Einsicht setze.“

„Aeußerst schmeichelhaft. — Also, sagen Sie nur,

womit ich Ihnen dienen kann, mein verehrter Herr Geheimrath?"

„Sie werden am besten wissen, welche Effekten und Papiere jetzt die beste Aussicht haben. Ich verlasse mich ganz auf Ihre Geschäftskenntniß."

„Nun, wir wollen sehen. Dießmal beabsichtigen Sie, wie ich merke, einen ordentlichen Schritt zu machen. Wie Teufel fangen wir das an? Sie müssen einmal es mit holländischen Papieren versuchen; die stehen gerade niedrig, aber sie werden nach meiner Berechnung in der nächsten Woche steigen. Bis jetzt sind sie allerdings nicht heraufgekommen, sie können jedoch nicht liegen bleiben und müssen ebenfalls in die Höhe gehen. Wir kaufen dießmal wieder mit Prämie. Im schlimmsten Falle sind fünfzehnhundert bis zweitausend Thaler zu verlieren. Das kann doch den Hals nicht kosten."

„Ich verlasse mich, wie gesagt, ganz und gar auf Ihren Rath."

„Lassen Sie mich nur machen; Sie sollen schon mit mir zufrieden sein."

„Ich weiß, daß Sie meine Interessen stets wahrnehmen werden."

„Straf' mich Gott, wenn ich nicht an Ihnen handle wie ein Bruder an dem andern; es ist mir

nur um die Ehre zu thun. Sonst haben Sie nichts zu befehlen, Herr Geheimrath?“

„Nur noch eine Bitte. Meine Frau hat mir den Auftrag gegeben, Sie für nächsten Sonntag mit Ihrer Gemalin einzuladen. Sie finden einige Freunde meines Hauses, zu denen ich Sie gewiß auch rechnen darf.“

Das Gesicht des Bankiers nahm den Ausdruck der freudigsten Ueberraschung an und seine Eitelkeit fühlte sich nicht wenig durch die ihm zutheil gewordene Ehre geschmeichelt. Er wußte, daß der Geheimrath ein ausgezeichnetes Haus ausmachte und die beste Gesellschaft bei sich sah. Schon lange war es der heißeste Wunsch des reichgewordenen Parvenue's, in die Kreise zu kommen, welche ihm bisher verschlossen waren. Besonders aber dachte er im Stillen an seine eigene Gattin und die Freude, die er ihr durch diese Nachricht bereiten würde. Madame Hirsch blickte mit einer Mischung von Neid und Sehnsucht auf die höhere Gesellschaft; sie langweilte sich in ihrer bisherigen Umgebung, welche meist nur aus den Geschäftsfreunden ihres Mannes und deren Frauen bestand. Welch ein Triumph für ihre Eitelkeit und ihr Streben nach Auszeichnung!

„Gott!“ rief entzückt Herr Hirsch aus. „Wie

wird sich meine gute Rosa freuen; sie hat sich schon lange darnach gesehnt, mit den Ihrigen bekannt zu werden und sich einer so feinen Familie anzuschließen. Ihr bisheriger Umgang genügt ihr nicht, denn meine Rosa ist eine sehr gebildete Frau. Sie liest, und unter uns gesagt, macht sie selbst Gedichte; neulich zu meinem Geburtstage hat sie meiner jüngsten Tochter ein Carmen einstudirt; ich sage Ihnen, nicht Schiller hätt' es besser machen können. Die Thränen standen mir in den Augen, wie das Kind es deklamirte; es war wirklich rührend. Und Klavier müssen Sie sie einmal spielen hören, ausgezeichnet, aber nur klassische Musik, Beethoven und Schumann. Von den Andern will sie nichts wissen. Sie singt immer in der Akademie und in der Garnisonkirche führt sie jedes Jahr den ‚Tod Jesu' auf. Wie gesagt, Rosa besitzt eine große Bildung und sie wird gewiß Ihnen und Ihrer Frau Gemalin gefallen. Doch ich will sie nicht rühmen; Sie werden sie ja kennenlernen."

So sprach der überglückliche Bankier und pries bald die Talente seiner Frau, bald den günstigen Stand der Börse, indem er dem Geheimrath wiederholt die Hand drückte und seine Interessen wahrzunehmen versprach, als ob dieser sein leiblicher Bruder wäre, wie Herr Hirsch stets ihm wiederholte. — Bei seiner Rückkehr fand

Reisland eine Menge von Geschäften vor, welche ihn bald ausschließlich in Anspruch nahmen, darunter ein amtliches Schreiben vom Obervormundschaftgericht, worin ihm angezeigt wurde, daß er von seinem alten Freunde, dem Abtheilungsdirektor, zum Testamentsexekutor ernannt und zum Verwalter des nicht unbedeutenden Vermögens der minorennen Erben gerichtlich bestellt sei, mit der Bedingung, jährlich der betreffenden Behörde Rechenschaft abzulegen. Zugleich wurde ihm aufgegeben, sich über die Annahme oder Ablehnung des ihm übertragenen Ehrenamtes binnen kurzer Frist zu äußern. Indem er sich an das Versprechen erinnerte, welches er dem Jubilar gegeben, antwortete er sogleich im bejahenden Sinne und er erklärte sich gern bereit, die Pflicht eines Vormundes für die hinterlassenen Enkelkinder seines Freundes zu übernehmen. — Kaum war dieß abgethan, so erschien der Baumeister mit den Plänen und Rissen zum Umbau der Villa, welcher ohne Zeitverlust in Angriff genommen werden sollte. Die Geheimräthin hatte mit dem Architekten zuvor Rücksprache genommen und die neuen Einrichtungen, die dieser vorschlug, waren ganz nach ihrem Sinn gemacht. Das Wohnhaus sollte demgemäß in ein kleines gothisches Schloß mit Spitzbogen, Söllern, Thürmchen

und gemalten Fenstern verwandelt werden. Die zukünftige Burgfrau hatte dabei allerdings den Kostenpunkt nicht ganz in Erwägung gezogen und mehr ihrem Schönheitssinne als den praktischen Interessen gehuldigt. Reisland gerieth über die Berechnung des Baumeisters in kein geringes Erstaunen; so theuer hatte er sich den Umbau nicht im entferntesten vorgestellt.

„Aber mein Gott!“ rief er entsetzt. „Da reichen ja noch nicht zehntausend Thaler hin.“

„Ich habe alles auf das Billigste berechnet,“ entgegnete der Architekt. „Auch kann ich nicht dafür bürgen, daß die Summe genügen wird, wenn ich mich genau nach den Angaben der gnädigen Frau richten soll.“

„Lassen Sie mir Ihre Pläne und den Anschlag hier; ich werde erst mit meiner Frau noch Rücksprache nehmen.“

Der Baumeister ging und Reisland faßte den festen Entschluß, den kostspieligen Bau, wenn auch nicht gänzlich aufzugeben, doch wenigstens auf ein bescheideneres Maß zurückzuführen. Dießmal wollte er unter keinen Umständen nachgeben und trotz aller Nervenzufälle bei seinem Vorhaben verharren. Er machte ein sehr ernsthaftes Gesicht und begab sich

mit den Rissen und Berechnungen in das Zimmer seiner Frau. Bei seinem Eintritt erhob sie ihr Haupt einwenig von dem Sophakissen und streckte ihm ihre Hand mit dem freundlichsten Lächeln von der Welt entgegen. Wäre nur dieses Lächeln nicht gewesen, so hätte Reisland sogleich angefangen und ihr seine Meinung gesagt. Unter diesen Umständen konnte er doch unmöglich mit der Thüre in das Haus fallen und ihr ohne jede Einleitung eine unangenehme Szene bereiten; er mußte doch erst auf die passende Gelegenheit warten.

„Nun, Väterchen," fragte sie in der besten Laune, „Du bist bei Deinem Bankier gewesen? Hast Du das Geld von ihm Dir geben lassen?"

„Ich habe damit bereits die Rechnungen für die Ausstattung Eugeniens bezahlt; die ganze Summe ist fast d'raufgegangen."

„Dabei haben wir doch wenigstens erspart, das Geld aus unserer Tasche zu nehmen. Das hast Du gut gemacht, mein Freund! Es war dieß ein überaus glücklicher Einfall. Komm her und gib mir einen Kuß dafür!"

Dieser unerwartete Ausbruch ehelicher Zärtlichkeit raubte dem Geheimrath vollständig seine Fassung. Jetzt konnte er doch unmöglich den unangenehmen

Gegenstand zur Sprache bringen und ihr die selten frohe Laune verbittern. Hätte er das gethan, er wäre ein Barbar gewesen.

„Wie schön sich das fügt," fuhr sie in bester Stimmung fort. „Wenn das neue Geschäft ebenso glücklich verläuft, so kostet uns Eugeniens Verheiratung sogut wie nichts. Wir ersparen einige tausend Thaler, die wir sonst ausgegeben hätten. Damit können wir unsere Villa umso schöner ausbauen und comfortable einrichten."

Reisland war froh, daß sie selbst das Gespräch auf den Punkt brachte, welchen er bisher aus Schonung und übertriebener Delikatesse vermieden hatte. Er ergriff daher ohne Zaudern die passende Gelegenheit.

„Gut," sagte er, „daß Du mich darauf bringst. Der Baumeister ist eben bei mir gewesen und hat mir seine Pläne vorgelegt."

„Ich finde sie ganz ausgezeichnet. Du weißt, daß ich immer für den gothischen Styl geschwärmt habe; es liegt etwas so Charakteristisches und Ritterliches darin. Nicht wahr, mein Freund?"

„Allerdings; aber ich fürchte nur, daß die Kosten dadurch bedeutend vermehrt werden. Ich muß Dir gestehen, daß mich die Berechnung unseres Architek-

ten ganz stutzig gemacht hat, umso mehr, wenn ich daran denke, daß der Anschlag gewöhnlich weit niedriger gestellt zu werden pflegt, als die Ausführung zu stehen kommt. Ich wollte Dir daher den Vorschlag thun, vorläufig nur die nothwendigsten Reparaturen an der Besitzung vorzunehmen und den Umbau auf eine gelegenere Zeit noch zu verschieben."

„Wo denkst Du hin, lieber Reisland? Das Geld für die Reparaturen wäre nur hinausgeworfen und dieselben würden nicht viel weniger kosten."

„Vielleicht läßt sich noch ein Ausweg finden. Wir können ja von einem andern Baumeister einen billigern Plan entwerfen lassen."

„Dagegen bin ich entschieden; entweder wird die Villa im gothischen Style gebaut, oder gar nicht."

Die aufsteigende Röthe auf den Wangen seiner Frau ließ Reisland einen nahen Nervenzufall vermuthen und deßhalb beeilte er sich in der Zeit noch einzulenken.

„Wir können ja an einem andern Tage darüber weiter sprechen," bemerkte er ausweichend.

„Das bleibt sich ganz gleich; ich werde Morgen sowie heute bei meiner Meinung bleiben. Ich bin keine Wetterfahne, die sich von jedem Windstoß

hin- und herbewegen läßt. Außerdem haben wir keine Zeit zu verlieren, wenn die Villa im nächsten Sommer noch von uns bezogen werden soll. Ich habe mich so sehr darauf gefreut, den neuen Bau mit Eugeniens Hochzeit einzuweihen, aber freilich mir muß jede Freude zu Wasser werden."

Die feurige Röthe der Wangen schien nur die Vorläuferin des beginnenden Sturmes; ein Ungewitter war im Anzuge und schwere Tropfen fielen bereits und verkündeten den folgenden Donner und Blitz. Aber zum Einschlagen ließ es der Geheimrath trotz aller guten Vorsätze nicht kommen. Einige Thränen genügten schon, um seine festesten Entschlüsse zu schmelzen, und er beeilte sich sogleich, sein vermeintliches Unrecht — durch Nachgiebigkeit wieder gut zu machen.

„Aber, Selma!" bat er mit einem wahren Armensündergesicht. „Du bist doch nicht böse? Ich sehe ja ein, daß ich Unrecht gehabt habe; wenn ich dagegen spreche, so geschieht es nur zu Deinem Nutzen. Ich kann mich auch geirrt haben, der Umbau wird sich vielleicht nicht so hoch stellen, als ich befürchte, und dann wird Herr Hirsch schon dafür sorgen, daß wir unser Kapital darum nicht anzugreifen brauchen. So gib Dich doch zufrieden und weine

nicht mehr. Du weißt, daß ich keine Thränen sehen kann. Mein Gott! ich weiß ja am besten, was ich Dir zu verdanken habe. Was wäre ich ohne Dich? — Das Geld gehört ja Dir und Du kannst damit machen, was Du willst."

Diese Sprache verfehlte auch heute ihre Wirkung nicht. Nach und nach beruhigte sich die Aufregung der Geheimräthin, der schwarze Horizont wurde lichter, und bald brach ein freundlicher Blick aus ihren Augen und ein Lächeln wie heitere Sonnenstrahlen aus dunklem Gewölk hervor. Der Bau der Villa wurde nach den Plänen des Architekten im gothischen Style beschlossen und sofort auch in Angriff genommen. Herr Hirsch aber machte mit seiner Gattin Rosa am nächsten Sonntag einen Besuch bei Reisland zur Verwunderung aller Gäste und Hausfreunde, welche vornehm über das wunderliche Paar die Nase rümpften. —

Siebentes Kapitel.

Ebenfalls vor dem Thore der Stadt, aber in einer ganz entgegengesetzten Richtung lag das Fabrikgebäude des Posamentiers Bormann. Die ganze Ge-

gend dort zeigt eine verschiedene Physiognomie und gleicht in keiner Beziehung dem sogenannten Geheimrathsviertel. Verschwunden sind die feinen Häuser mit den glänzenden Spiegelscheiben; dafür sieht man große Etablissements, riesige Schornsteine, die Pyramiden der Industrie. Statt der behaglichen und vornehmen Ruhe herrscht ein reges und geschäftiges Treiben; die Dampfmaschinen ächzen und stöhnen, brausen und sausen den ganzen Tag. Die Spindeln schwirren, die Räder rasseln, die Walzen schreien und quitschen ohne Aufhör. Man begegnet nur selten dem schwarzen Leibrock und der weißen Binde des Beamten, dafür desto häufiger der Blouse und dem lose geschlungenen Halstuche des Arbeiters. Schaaren von Männern, einfach gekleideten Frauen und Mädchen wandern schon am frühen Morgen durch die Straßen zu der Stunde, wo im Geheimrathsviertel alles noch in tiefer Ruhe liegt. Die Sonne ist soeben erst aufgegangen und beleuchtet die rothen Ziegeldächer, die hohen Schornsteine mit ihrem goldenen Glanz; nur mit Mühe dringen die hellen Strahlen durch die dunklen Rauchwolken, welche in der ganzen Atmosphäre schweben. Trotzdem ist der Anblick keineswegs ein unfreundlicher; die stattlichen Fabrikgebäude, der nah gelegene Strom, von

Kähnen belebt, und die größeren und kleineren Gärten, von denen die Etablissements umgeben sind, geben ein ansprechendes Bild. Ab und zu erhebt sich wohl auch ein geschmackvolles Wohnhaus mit schattiger Veranda, oder eine Sommerwohnung, welche hier ein reichgewordener Fabrikant sich erbauen ließ, und das jetzt Zeugniß für seinen Kunstgeschmack ablegt. — Meist wohnen jedoch die Herren in der Stadt und kommen erst später zu Fuß, oder in ihren Equipagen, um selber nachzusehen und durch ihre Gegenwart die Arbeit zu fördern. Dieß that auch Herr Bormann Tag für Tag, und es mußten schon sehr gewichtige Gründe sein, wenn er zu spät kam, oder gar einmal ganz wegblieb. Die Fabrik, welche er selbst begründet und nach französischen und englischen Mustern eingerichtet hatte, lag ihm wie ein Kind am Herzen. Es war nicht bloß der Gewinn, den er dabei im Auge hatte, sondern weit mehr die Freude, welche der tüchtige Mann an seinem Werke, an seiner Schöpfung hat. Fortwährend war er darum thätig und auf neue Verbesserungen bedacht; er ließ es weder an Fleiß noch Mühe fehlen und schon jetzt galt seine Fabrik für die erste in diesem Fach. Das Geschäft war blühend und ernährte ihn hinreichend; freilich mußte er tüchtig dahinter her sein,

denn die Konkurrenz machte ihm viel zu schaffen. Schon in der Frühe wanderte er hinaus und richtete sein Augenmerk auf alles, was noththat; er selbst prüfte jedes neue Muster, untersuchte die Webstühle und feuerte durch sein Beispiel und seine Gegenwart die Arbeiter an. Seit einigen Tagen aber war eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen, welche auch seiner Umgebung auffallen mußte. Der sonst so praktische und tüchtige Mann schien gänzlich umgewandelt; oft saß er Stunden lang in seinem Comptoir und schien zu träumen. Der alte Buchhalter und der Oberaufseher der Fabrik schüttelten bedenklich mit dem Kopf. Sonst war Bormann die Seele des Ganzen, alle Briefe und Bestellungen gingen durch seine Hand, kein Paket wurde versendet, von dem er nicht wußte, kein Einkauf von Seide und Wolle gemacht, den er nicht besorgte. Jetzt aber geschah es wohl öfters, daß er seinen Leuten, auf die er sich verlassen konnte, die Besorgung der Geschäfte fast gänzlich überließ. Mehr aus Gewohnheit besuchte er die Fabrik und nur mechanisch nahm er noch an derselben theil. Zur Arbeit war er nicht aufgelegt und seine Gedanken schweiften ganz wo anders herum. Er fragte sich dann oft, wozu erwerbe ich, für wen alle diese An-

strengung und Mühe? — Dann versank er wieder in ein dumpfes Brüten und sein ganzes Leben kam ihm schaal und nichtig vor. Wohl kannte er den Grund dieser trüben Laune, aber es fehlte ihm der Muth, einen entscheidenden Schritt zu thun. Eine unerklärliche Angst befiel ihn, wenn er daran dachte, und seine Hypochondrie quälte ihn mit ihren eingebildeten Leiden. In dieser Stimmung traf ihn Friedrich Reisland an, der dem Freunde die versprochenen, neuen Muster brachte. Ohne dieselben anzusehen, legte sie Bormann bei Seite.

„Du würdigst," sagte Friedrich fast empfindlich, „meine Arbeit keines Blickes; und doch glaub' ich mich dießmal selber übertroffen zu haben."

„Ich bin es überzeugt. Verzeih, aber ich bin heute so zerstreut."

Um den Freund nicht zu beleidigen, nahm der Fabrikant die Zeichnungen wieder in die Hand und schien dieselben sehr aufmerksam zu studiren.

„Zum Teufel!" rief dieser. „Du hältst ja das Blatt verkehrt; so kannst Du freilich nicht wissen, ob Dir die Muster passen werden. Bormann! was fällt Dir ein?"

Eine dunkle Röthe färbte die Wange des Angeredeten und ein tiefer Seufzer entrang sich unwill-

kürlich seiner Brust. Verlegen suchte er dem forschenden Blicke des Freundes auszuweichen und sichtlich zeigte er sich bemüht, irgendein gleichgiltiges Gespräch anzuknüpfen.

„Was macht Deine Frau?" fragte er, mit den Knöpfen seines Rockes spielend. „Der Junge ist doch gesund?"

„Frisch und gesund wie ein Fisch im Wasser. Du glaubst gar nicht, was mir der kleine Bengel schon für Freude macht. Er gedeiht prächtig und ich beobachte ihn bei Tag und Nacht. Es ist ein eigener Genuß, dieses allmälige Werden und Bilden einer Menschenseele zu sehen. Freut man sich doch mit jedem neuen Blättchen einer selbstgepflanzten Blume, mit jedem frischen Keim, und nun gar mit dem eigenen Kinde und seiner Entfaltung. Ich gestehe Dir, daß ich früher kein Wunder gelten lassen wollte, und nun sehe ich täglich das größte Wunder sich in meiner Nähe begeben. Mein Herz ist so voll davon, daß ich mich fast fürchte, Dir lächerlich zu erscheinen. Was weiß so ein alter Junggeselle von den Freuden eines Vaters?"

„Du bist ein glücklicher Mann und zu beneiden," antwortete Bormann, indem er sich abwendete, um seine Schmerzen zu verbergen.

„Mein Gott! Was hindert Dich denn ebenso glücklich zu sein? Mach' es wie ich, nimm Dir ein Weib, das Dir gefällt, und an einem Kinde oder mehreren wird es Dir dann auch nicht fehlen."

„Das ist leicht gesagt und schwer gethan. Ich glaube, es geht mit der Liebe und mit der Ehe wie mit dem Pflanzen und Säen. Der Frühling ist die rechte Jahreszeit dafür, ich habe sie verpaßt und nun darf ich mich nicht beklagen, wenn mein Feld keine Früchte trägt."

„Dummes Zeug! Du bist ein Mann in den besten Jahren; wohlhabend, unabhängig, gut und gebildet. Kein vernünftiges Mädchen wird sich weigern, Dir die Hand zu reichen."

„Du hast eine zu günstige Meinung von mir, aber die Frauen urtheilen wahrscheinlich anders. Ich glaube auch, daß ich noch eine sogenannte, anständige Partie abgebe. Für ein Mädchen, welches in der Ehe eine Versorgungsanstalt sieht, würde ich vielleicht noch wünschenswerth erscheinen; aber dazu kann ich mich nicht entschließen. Eine derartige Ehe ist mir zuwider. Ich weiß nur zu gut, daß mich ein Weib nur nehmen wird, um mein Vermögen, meine Stellung mit mir zu theilen. Ich habe aber einen zu hohen, zu heiligen Begriff von der Ehe, um eine

solch frivole Verbindung einzugehen. Auch fürchte ich mich, offen gestanden, vor dem Wesen und Treiben unserer meisten Mädchen, noch mehr aber vor meiner eigenen Stimmung. Ich bin schon zu alt, zu spröde und zu wenig schmiegsam geworden; ich verstehe mich weder darauf, um eine Frau zu werben, noch ihr zu genügen."

„So reden alle alten Junggesellen. Freilich die gebratenen Tauben fliegen Einem nicht in den Mund. Wenn Du aber nur einmal den festen Entschluß gefaßt hast; so wird sich alles andere schon geben. Die Hauptsache bleibt, daß Du ernstlich daran denkst, Dich zu verheiraten. Unter uns gesagt; Du hast die höchste Zeit dazu."

„Das ist auch meine Ansicht von der Sache," antwortete Bormann mit naivem Lächeln.

„Fürs zweite handelt es sich darum, ob Du bereits Deine Wahl getroffen hast? Du antwortest mir nicht, Du schlägst die Augen nieder wie eine züchtige, verschämte Jungfer. Alter Junge! Jetzt weiß ich, was die Glocke bei Dir geschlagen hat; Du bist verliebt."

„Wo denkst Du hin?" sagte Bormann vor Verlegenheit erröthend.

„Ich bin meiner Sache ganz gewiß. Nun be-

greife ich erst Deine Stimmung, Deine hypochondrische Laune und Deine Zerstreutheit. Nur ein Verliebter kann meine Zeichnung so verkehrt halten. Aber jetzt rücke ehrlich mit der Sprache heraus und nenne mir den Namen Deiner Dulcinea. Ich will Dein Freiwerber sein. Wer ist sie, wie heißt sie und was sind ihre Eltern?"

Auf all diese Fragen vermochte Bormann nicht zu antworten; aber Friedrich, dessen Theilnahme lebendig erregt war, ließ nicht ab, in den Freund so lange zu dringen, bis derselbe nach vielfachem Weigern und Widerstreben ihm das Geheimniß seiner Liebe anvertraute.

„Deine Schwester Martha," brachte er nach und nach vor, „hat auf mich einen tiefen Eindruck gemacht."

„Meine Schwester!" rief Friedrich überrascht.

„Schon an dem Tage," fuhr Bormann fort, „wo ich sie zum erstenmale in Deinem Hause sah, hat sie mich in einer Weise angesprochen, wie nie ein Mädchen zuvor."

„O! sie ist das beste, edelste Geschöpf auf Gottes Welt."

„Seitdem lernte ich immer mehr und mehr sie kennen und verehren. Bei jedem Besuche in Deiner Familie zeigte sie mir neue, treffliche Eigenschaften."

„Also darum bist Du so oft des Abends jetzt bei mir gewesen? Sieh einmal, Du Duckmäuser."

„Ich begleitete sie stets nach ihrer Wohnung und ihre Gespräche eröffneten mir einen Einblick in ihren gediegenen Charakter. Ihr Geist und noch mehr ihr Herz fesselten mich an sie und bald kam der Wunsch, sie für immer zu besitzen."

„Und Du hast nicht mit ihr davon gesprochen?"

„Du kennst meine Schüchternheit und außerdem fühlte ich den Abstand unserer gesellschaftlichen Stellung zu lebhaft, um mit meiner Bewerbung hervorzutreten."

„Martha ist zu vernünftig, um auf den Geheimrathstitel des Vaters irgendeinen Werth zu legen."

„Ich hielt mich nicht für würdig, um sie zu werben."

„Ich bitte Dich, sei nicht allzu bescheiden. Du scheinst mir ganz der Mann für meine Schwester. Sowie ich sie kenne, glaube ich, daß sie Dich nicht zurückweisen wird."

„Friedrich! Ist das wirklich Dein Ernst? Ich kann es mir nicht denken."

„Zum Teufel mit Deinen ewigen Zweifeln. Du bist der tollste Hypochonder, der mir vorgekommen

ist. Rede mit Martha, thu' den Mund auf und Du wirst ja hören, was sie Dir sagen wird. Ich selber, oder noch besser meine Frau, kann einmal bei ihr zuvor auf den Busch klopfen."

„Ich werde es Dir nie vergessen, was auch das Resultat sein mag."

„Fast möchte ich mich dafür verbürgen, daß Du von ihr keinen Korb bekommst."

„Du machst mich zum glücklichsten Menschen."

„Heute Abend kommt Martha zu uns und Du kannst sie selber fragen."

„Und Deine Eltern, was werden sie sagen?"

„Das ist allerdings eine andere Sache. Du weißt, daß ich ihnen seit Jahren fremd geworden bin; ich kann Dir also in dieser Beziehung weder rathen, noch helfen. Der Vater dürfte vielleicht sich durch Deine äußeren Verhältnisse günstig stimmen lassen; einen schwereren Stand wirst Du mit der Mutter haben, die sich wahrscheinlich an den ‚Posamentier' stoßen wird. Auch hat mir Martha vertraut, daß sich ein Assessor Lieber um ihre Hand bewirbt, doch sie will ihn nicht. Vor allen Dingen suche mit ihr ins Reine zu kommen, alles Uebrige findet sich."

„Du hast Recht; ich werde noch heute mit

Deiner Schwester offen reden. Auf den Abend bin ich bei Dir."

„Auf Wiedersehen, Herr Schwager!"

„Ich wollte, wir wären schon so weit."

„Nun mit der Zeit pflückt man Rosen. Wie aber auch der Ausgang der Sache sein mag, wir bleiben die Alten in allen Fällen."

Die Freunde schüttelten einander herzlich die Hand; Friedrich ging ganz erfreut über diese unerwartete Nachricht fort. Die Schwester mit Bormann verbunden zu sehen, war schon längst der stille Wunsch seines Herzens gewesen, dessen Erfüllung er selbst aber kaum für möglich hielt. Nun sah er die Möglichkeit gegeben, und er nahm sich vor, mit allen ihm zugebote stehenden Mitteln die Bewerbung des Freundes zu unterstützen. In seligster Stimmung eilte er nach Hause; es drängte ihn, seiner Frau das schöne Geheimniß mitzutheilen; er fand sie mit dem Säugling spielend, den sie auf ihrem Schooß hielt und jetzt dem Vater zum Kusse hinhielt.

„Was gibst Du mir," fragte er neckend, „wenn ich Dir eine Neuigkeit mittheile, die Dich gewiß überraschen wird?"

„Erst muß ich wissen," scherzte Rosalie, „was Dein Geheimniß werth ist. Ich kaufe nicht die Katze im Sack."

„Es ist wirklich unbezahlbar.“

„Folglich kann ich es Dir nicht bezahlen. Du weißt, daß ich so arm wie eine Kirchenmaus bin.“

„Umsonst ist der Tod. Wenn ich Dir mein Geheimniß verrathen soll, so muß ich etwas dafür haben.“

„Eigennütziger Mensch! Wie kannst Du mich so quälen.“

„Gut! Du sollst sehen, daß ich großmüthig sein kann. Ich will Dir alles unentgeltlich anvertrauen, aber versprich mir, nicht außer Dir zu gerathen.“

„Nun heraus mit der Sprache! Ich sehe ja, daß Dir Dein Geheimniß das Herz abdrückt.“

„Denke Dir nur, Freund Bormann liebt unsere Schwester Martha und will um ihre Hand anhalten.“

„Das hab' ich mir längst gedacht,“ antwortete Rosalie mit feinem Lächeln.

„Wie, Du bist nicht einmal überrascht?“ fragte Friedrich fast ärgerlich. „Du freust Dich nicht? Da komme ich und glaube, daß Du bei meiner Neuigkeit in die Höhe springen wirst, und nun rührst Du Dich nicht und verziehst kaum Deine Lippen zu einem schwachen Lächeln. Der Teufel werde aus den Frauen klug.“

„Nur nicht gleich wieder hitzig. Ich habe alles

so kommen gesehen. Wir Weiber haben für solche Dinge ein besseres Auge als Ihr Männer, die Ihr den Wald nicht vor Bäumen erblickt."

„Und Du hast mir kein Wort gesagt," entgegnete er vorwurfsvoll.

„Weil man sich in solche Dinge nicht mischen darf, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Mit der Liebe ist es eine eigene Sache; sie gleicht dem Samenkorn, das in der dunklen Erde unberührt und ungesehen liegen muß, bis es von selber Wurzeln schlägt. Kein dritter darf sich da hineinmischen, sonst geht es wie den unartigen Kindern, welche eine Bohne in die Erde stecken und vor Ungeduld sie immer wieder ausgraben, um zu erforschen, ob sie auch wirklich keimt. Das verträgt solch eine junge Pflanze nicht und geht darum ein. Deßwegen habe ich mich auch gehütet, mit Martha und am wenigsten mit Bormann darüber zu sprechen, weil ich seine mißtrauische und hypochondrische Gemüthsart kenne."

„Aber mit mir hättest Du wohl eine Ausnahme machen können, Frau Klugsprecherin!"

„Auch mit Dir nicht. Ich kenne Deinen Ungestüm und fürchtete, daß Du nicht reinen Mund halten würdest. Deßwegen habe ich geschwiegen, so schwer es mir auch fiel."

„Sieh einmal, das hätt' ich nicht Dir zugetraut. Die Frauen pflegen doch sonst nicht so verschwiegen zu sein."

„Wo es darauf ankommt, besser wie die Männer. Die Natur hat uns auf das Verheimlichen und Verstecken angewiesen."

„Schöne Dinge, die ich da zu hören bekomme."

„Nun, beruhige Dich nur Ich freue mich gewiß über das Ereigniß, vielleicht noch mehr wie Du, da ich es von seinem Entstehen beobachten konnte. Ich liebe Martha wie eine Schwester und gönne ihr von ganzem Herzen das Glück."

„Man wird sie aber vorbereiten müssen; oder hat sie bereits mit Dir gesprochen?"

„Nicht eine Sylbe und doch bin ich überzeugt, daß Bormann ihr nicht gleichgiltig ist."

„Woraus schließt Du das?"

„Lehre Du mich die Frauen kennen. So oft ich das Gespräch mit Absicht auf Bormann brachte, wich sie mir aus, oder machte sich mit unserem Jungen zu schaffen, um ihre Verlegenheit zu verbergen. Ich konnte mich dann nicht bezwingen und wurde boshaft. Das nächste Mal, wenn sie kam, erwähnte ich dann seiner auch nicht mit einem Sterbenswörtchen. Da hättest Du sehen sollen, wie sie das Gespräch

so lange zu drehen und zu wenden wußte, bis es wieder unwillkürlich auf ihn kam. Mir kam es grad so vor, wie wenn Kinder mit einander Verstecken spielen."

„Ich hätte Dich nicht für so boshaft gehalten; man muß sich ja vor Dir ordentlich in Acht nehmen."

„Das will ich Dir auch gerathen haben," lachte Rosalie mit drohend aufgehobenem Finger.

Während des Gespräches war der Knabe auf ihrem Schooße eingeschlafen und sie beeilte sich denselben in die Wiege zu legen. Friedrich stand daneben und weidete sich an dem Anblick des schlummernden Kindes, dessen rosig schimmernden Wangen ein Zeugniß für die Gesundheit und das Behagen des kleinen Weltbürgers ablegten. Dennoch konnte er einen Seufzer nicht unterdrücken, da er gerade in solchen Augenblicken an sein Zerwürfniß mit den eigenen Eltern gemahnt wurde. Rosalie verstand ihn und legte wie zum Trost ihre Hand auf seine Schultern, mit liebevollem Auge zu ihm emporsehend.

„Habe Geduld!" sagte sie mild zusprechend. „Deine Eltern werden mit der Zeit wohl auch ihr Unrecht einsehen. Vorläufig hast Du gethan, was einem Sohne zukommt. Darum vergiß das, was nicht zu ändern ist. Vielleicht wird Martha der gute Engel

sein, der uns Versöhnung bringt. Ihre Verbindung mit Bormann kann leicht in dieser Beziehung eine günstige Veränderung auch für uns herbeiführen."

Friedrich schüttelte nur leise mit dem Kopf; er wollte dem geliebten Weibe nicht die Hoffnung rauben, die ihm selber fehlte. Auch in Beziehung auf Bormann's Bewerbung theilte er nicht ihre sanguinischen Ansichten, indem er bei den Vorurtheilen seiner Eltern die günstige Aufnahme bezweifelte und für die Schwester wie für den Freund neue Kämpfe und Hindernisse aller Art voraussah. — Gegen Abend erschien Martha in der Wohnung des Bruders; sie hatte natürlich keine Ahnung von der Erklärung, welche ihr bevorstand. Unbefangen legte sie Hut und Shawl ab; ihr erster Gang galt der Wiege, worin ihr kleiner Pathe lag, der sie mit den großen, unschuldigen Kinderaugen anstarrte.

„Ich glaube," sagte sie, „daß der Engel mich schon kennt."

„Es wäre kein Wunder," antwortete die Schwägerin, „da Du Dich so viel mit dem Kinde beschäftigst. Auch Bormann hängt an dem Kleinen und kommt nie, ohne ihm etwas mitzubringen," fügte sie diplomatisch schlau hinzu.

Martha that, als ob sie nicht gehört hätte und

beugte sich erröthend über das Kind, welches sie, da es unruhig wurde, aus dem Bettchen hob und auf- und abtänzelnd in ihren Armen wiegte.

„Sieh nur, sieh!" rief Rosalie neckend ihr zu. „Wie Du mit dem Kinde umzugehen schon verstehst. Du wirst einmal eine ausgezeichnete Mutter abgeben. Nun, was nicht ist, kann ja werden. Ich glaube, daß es nicht mehr lange dauern wird und Du bist auch verheiratet."

„Was fällt Dir ein? Ich wüßte nicht mit wem?"

„Verstelle Dich nur nicht. Du hast Deine Schäfchen bereits im Trockenen."

„Ich weiß nicht, liebe Rosalie! wie Du mir heute vorkommst. Du sprichst so seltsam, wie ich es sonst nicht von Dir gewohnt bin."

„Man wird doch mit Dir von der Ehe reden dürfen? Du willst doch nicht als alte Jungfer sterben?"

„Wahrscheinlich! ich sehe daran kein so großes Unglück."

„Du redest gerade wie unser Freund Bormann und doch will ich eine Wette machen, daß Ihr beide, wenn es darauf ankommt, nicht Wort halten werdet."

„Du scheinst wirklich die Absicht zu haben, mich zu quälen. Aber sage mir nur, wo Friedrich steckt?" fragte sie ausweichend. „Ich habe ihn noch nicht

gesehen und muß bald wieder nach Hause zurückkehren, damit man meine Abwesenheit dort nicht bemerkt."

„Friedrich hat noch im Geschäft zu thun, aber ich erwarte ihn in jedem Augenblick. So lang wirst Du doch wenigstens verweilen können. Vielleicht ißt Du mit uns Abendbrot, es ist niemand zugegen, als meine Mutter und Bormann."

Die häufige und wie es schien absichtliche Erwähnung dieses Namens versetzte heute Martha in eine zunehmende Unruhe; es lag in dem Tone und dem ganzen Wesen der Schwägerin etwas Neckendes und Spottendes, was sie sich nicht zu erklären vermochte. Die Nachricht, daß Bormann bald kommen würde und ihr begegnen könne, war ein Grund mehr, sich zu entfernen, und doch wäre sie ebenso gern geblieben. Sie fürchtete und hoffte zu gleicher Zeit mit ihm zusammenzutreffen. Rosalie bemerkte mit weiblicher Schadenfreude ihr Schwanken und nahm den Hut und Shawl, den sie bereits wieder ergriffen hatte, der scheinbar Widerstrebenden aus der Hand.

„Bleib," sagte die Schwägerin mit mehr Ernst als zuvor, „und höre mich ruhig an. Du willst

gehen, weil Bormann kommt. Nicht wahr, ich hab' es getroffen?"

„Ich begreife nicht, wie Du nur so reden kannst. Ich habe keinen Grund, Herrn Bormann zu vermeinden; er hat mich mit keinem Wort, keinem Blicke je beleidigt."

„Davon ist auch nicht die Rede. Du willst mich nur täuschen, aber das gelingt Dir nicht; ich halte Dich fest und wärst Du geschmeidiger noch wie ein Aal. Ich selber bin ein Mädchen gewesen und verstehe mich auf Eure Künste; deßhalb lasse ich mir kein X für ein U machen. Bormann ist Dir nicht gleichgiltig und darum weichst Du ihm jetzt aus."

„Mit welchem Grunde behauptest Du das?" fragte Martha bestürzt, ihr Geheimniß errathen zu sehen.

„Vor mir," fuhr Rosalie fort, „brauchst Du Dich nicht zu verbergen. Gott Lob! ich besitze ein Paar gesunde Augen und was ich sehe, lasse ich mir nicht abstreiten. Du liebst ihn und das schon seit langer Zeit."

„Ich bitte Dich, sprich nicht so laut. Wenn uns jemand hörte," flüsterte das Mädchen besorgt.

„Du brauchst Dich Deiner Neigung nicht zu

schämen. Bormann ist ein Ehrenmann, wie ich keinen Zweiten kenne."

„Das ist wahr, und darum habe ich das vollste Vertrauen zu ihm. Ich achte und schätze ihn hoch."

„Und liebst ihn auch ein Bißchen; denn von der Achtung zur Liebe ist bei uns Frauen nur ein kleiner Schritt."

„Wohin soll das aber führen? Ich glaube nicht, daß Bormann an mich denkt, und deßhalb bin ich entschlossen, selbst wenn mein Herz eine Neigung für ihn hat, dieselbe zu bekämpfen."

„Das sollst Du hübsch bleiben lassen; denn wenn mich nicht alles täuscht, so liebt er Dich von ganzer Seele. Ich weiß sogar, daß er die ernstesten Absichten hat und sich vielleicht in kurzer Frist um Deine Hand feierlich bewerben wird."

„Du treibst nur Deinen Spott mit mir. Ich bitte Dich, laß' mich jetzt nach Hause gehen; ich kann wirklich nicht hier bleiben."

Dießmal machte Martha im vollen Ernst Miene, sich zu entfernen; vergebens bemühte sich Rosalie, sie festzuhalten; sie riß sich los und eilte nach der Thür in demselben Augenblicke, wo Bormann dieselbe öffnete und ihr gegenüber stand.

„Sie wollen gehen?" fragte er das betroffene

Mädchen. „Und ich rechnete darauf, mit Ihnen gerade heute zu sprechen.“

„In der That,“ stammelte sie verlegen, „ich muß nach Hause, wo man mich erwartet.“

„Bleiben Sie nur noch einen Augenblick,“ bat er dringend, indem er ihre Hand ergriff.

Unwillkürlich folgte sie seiner Aufforderung und sie stand wie festgebannt. In ihrer Verwirrung bemerkte sie nicht, daß Rosalie mit einem flüchtigen Gruße verschwunden war. Er hielt noch immer ihre Hand in der seinigen, sie wollte ihm dieselbe entziehen.

„Lassen Sie mir diese Hand,“ sagte er nachdrücklich, „für immer.“

„Für immer,“ wiederholte sie, ohne recht zu wissen, was sie sprach.

„Ich bin nur ein einfach schlichter Mann,“ fügte er hinzu, „und ich verstehe nicht, viele Worte zu machen. Was ich Ihnen zu bieten vermag, ist nur wenig und kann Ihnen nicht genügen. Ich weiß, daß ich Ihrer nicht würdig bin.“

„Sie thuen sich selber Unrecht,“ flüsterte sie kaum vernehmbar.

„Ihre Worte geben mir neuen Muth. Sie

zürnen mir nicht, theure Martha, und ich darf mich um Ihre Hand bewerben?"

Ein leises „Ja!" entschlüpfte ihren Lippen und das kleine Wörtchen versetzte den sonst so besonnenen Mann in die seligste Stimmung; auch Martha war wie verwandelt; ihre bisherige Festigkeit hatte sie verlassen und sie fühlte sich von einer unnennbaren Verwirrung ergriffen; ihre Schläfen pochten, ihr Auge füllte sich mit Thränen, kaum vermochte sie sich mehr aufrecht zu erhalten. Es war dieß nur die Wirkung der plötzlichen Ueberraschung; zugleich drängte sich ihr die Wichtigkeit des eben durchlebten Augenblickes auf. Ein feierlicher Moment der tiefsten, innersten Bewegung und Erschütterung war an sie herangetreten und zitterte in ihrer Seele nach. In jedem wahrhaft weiblichen Gemüthe mischt sich stets in den Freudentaumel dieser seligen Stunde eine tiefere, religiöse Empfindung, welche der irdischen Neigung die himmlische Weihe ertheilt. Selbst der Schmerz und die Thränen sind nicht ausgeschlossen. Die Hingabe an den Mann ihrer Wahl erfüllt das Herz der Jungfrau zugleich mit der höchsten Wonne und der tiefsten Wehmuth; sie bringt sich selbst und ihre ganze bisherige Welt, ihre Träume, Ansichten und Empfindungen zum Opfer dar. Sie

muß sich verlieren, um sich mit dem Geliebten wieder zu finden, sich aufgeben, um in ihm von neuem zu erstehen. Ein für sie vollkommen unbekanntes Leben beginnt mit diesem Augenblick, die Brücke, welche in das Land der glücklichen Jugendzeit, in das elterliche Haus sie führte, ist hinter ihr abgebrochen, Geschwister, Freundinnen und Gespielen rufen ihr vergebens vom andern Ufer zu und strecken ihre Arme nach ihr aus; sie darf ihnen nicht mehr folgen, sie gehört sich selber nicht mehr an, der Fremde führt sie mit sich fort und sie hat keine andere Stütze als ihn. Dem abgeschnittenen Reise gleicht sie jetzt, das, vom väterlichen Stamm getrennt, in einem anderen Boden Wurzeln schlagen soll. Der Schnitt schmerzt und aus der Wunde strömt der junge Saft den Thränen gleich. Bormann faßte und ehrte diesen Schmerz; er ließ Martha ruhig weinen, denn auch er war tief erschüttert. Draußen lauschte die neugierige Schwägerin mit dem Bruder an der Thür, beide harrten voll Spannung und bemühten sich ein oder das andere Wort zu hören, aber alles blieb still und stumm. Das Schweigen wurde ihnen lästig und Rosaliens weibliche Ungeduld bei solchen Gelegenheiten litt keinen längeren Aufschub.

„Ich glaube gar,“ sagte sie, „daß unsere

blöden Schäfer aus Furcht vor einander gestorben sind. Wollen wir nicht einmal nachsehen?"

„Bleib!" befahl Friedrich. „Du störst sie nur am Ende durch Dein vorzeitiges Erscheinen in ihrem gegenseitigen Geständniß."

„Bah! Sie haben Zeit genug gehabt, sich dreimal ihre Liebe zu gestehen, aber ich kenne unseren Freund Bormann. Vor lauter Bedenklichkeit wird er noch nicht zu Wort gekommen sein. Ich sehe schon, daß ich interveniren muß."

Ehe der Mann sie zurückhalten konnte, war die kleine, entschlossene Frau in das Zimmer eingetreten, wo das Liebespaar eben in tiefster Rührung sich befand. Ein Blick der erfahrenen Rosalie belehrte sie, daß ihre beabsichtigte Intervention nicht mehr nöthig war. Martha sank instinktartig an die Brust des Weibes, das ihre Bewegung vollkommen verstand und trotz der muthwilligen Heiterkeit sich jetzt die strömenden Thränen mit der Küchenschürze aus den Augen wischte. Ein kräftiger Händedruck Bormann's gab dem Freunde die Ueberzeugung des unaussprechlichen Glücks.

Nachdem aber der Ernst verschwunden war, der auch die höchste menschliche Freude als eine Mahnung der Vergänglichkeit zu begleiten pflegt,

bemächtigte sich der kleinen Gesellschaft ein unendlicher Jubel, an dem auch die schnell herbeigerufene Großmutter und selbst der Säugling in der Wiege theilnehmen mußten. Das Kind schlug verwundert die großen Augen auf und lachte, weil es die Mutter lachen sah. „So recht, mein Sohn!“ scherzte Rosalie. „Du freust Dich mit dem Glück, das wir alle Dir allein zu verdanken haben; denn ohne Dich kein Kindtaufen und ohne Kindtaufen keine Pathen, die sich durch Dich kennenlernten und bei der Gelegenheit verliebt haben. Du bist der wahre Ehestifter und hast redlich Deinen Kuppelpelz verdient.“ —

Achtes Kapitel.

Wunderbar ist das menschliche Leben geartet und nicht mit Unrecht einem Schauspiel zu vergleichen, worin das Schicksal die Rollen austheilt; der Eine lacht, weil der Andere weint, hier wird gejubelt, dort verzweifelt und in demselben Augenblicke, wo Dein Bruder untergeht, schüttet das launische Glück sein Füllhorn über Dich und Deine Angehörigen aus. Zu dieser Stunde, wo Martha das Geständniß von den Lippen des Geliebten mit der

höchsten Wonne empfing, wo Friedrich mit der Schwester und dem Freunde jubelte, erhielt der Geheimrath eine Nachricht, welche ihn in die unangenehmste Stimmung versetzte. Ein Kommis des Herrn Hirsch war der Ueberbringer dieser wahren Hiobspost gewesen. Schon seit einigen Wochen herrschte an der Börse eine Mißstimmung, für die sich eigentlich kein vernünftiger Grund auffinden ließ. Das Vertrauen zu den bisherigen Zuständen war nach und nach geschwunden; verschiedene, keineswegs begründete Gerüchte tauchten auf und wurden, so unwahrscheinlich sie auch klangen, von dem großen Publikum geglaubt. Derartige plötzliche Veränderungen in der öffentlichen Meinung der Geschäftswelt sind ein ebensowenig aufgeklärtes, seltsames Phänomen, wie der überraschende Temperaturwechsel, oder der Umsprung von einer Mode zu der andern. Sie haben wahrscheinlich einen tieferen Grund und hängen zumtheil mit der Unbeständigkeit der menschlichen Natur zusammen, welche sich nach Wechsel auch im Glücke sehnt; oder gründen sich auf noch unbekannte Verhältnisse der geheimnißvollen Macht, welche man Kredit nennt und die wie das Meer seine Flut und Ebbe zu haben scheint. Nicht das Geld, sondern der Kredit, nicht das

materielle Kapital, sondern eine geistigere Potenz beherrscht die Welt: sie ist aber wie jede Idee zu gewissen Zeiten bald mächtiger, bald schwächer, bald steigend und bald wieder vom Verfall bedroht, in fortwährender Bewegung, Veränderung und Entwicklung begriffen und dadurch ihr geistiges Wesen bethätigend. Die öffentliche Meinung hat ihre Stimmung, ihre Vorurtheile, ihren Glauben und auch ihren Aberglauben. Unerwartet taucht ein Gerücht empor und gewinnt eine fast dämonische Gewalt über die Gemüther; wie ein Ansteckungsstoff verbreitet sich diese oder jene Ansicht in der Menge; das Unsinnigste wird geglaubt, Tischrücken und Geisterklopfen als ausgemachte Thatsachen angesehen, bis die alles sichtende und die Wahrheit lehrende Zeit den Irrthum beseitigt, um für neue Irrthümer Platz zu machen. Unter dem Einfluß dieser noch unerklärten Erscheinung stand jetzt wieder einmal die Börse und folgte der geheimnißvollen Gewalt, gegen die sie vergebens anzukämpfen versuchte. Das Kapital schien mit einemmale wie verschwunden und zog sich entweder ganz vom Markte zurück, oder nahm seine Strömung nach einer entgegengesetzten Richtung; der Kredit war erschüttert und selbst die werthvollsten Papiere hatten das Vertrauen zu ihnen ein-

gebüßt. Unter dieser allgemeinen Katastrophe litt auch der Geheimrath Reisland, obgleich der Verlust, welcher ihn betraf, keineswegs so bedeurend war. Die ganze Summe belief sich auf höchstens fünfzehnhundert Thaler; aber es war das erstemal, daß er überhaupt Geld einbüßte, und zwar zu einer Zeit, wo ohnehin seine Ausgaben sich vermehrt hatten. Die unerwartete Nachricht versetzte ihn daher in die peinlichste Stimmung, umsomehr, da er das Kapital als eine Art unantastbaren Eigenthums seiner Frau betrachtete, und ob er auch im vollkommensten Einverständnisse mit ihr gehandelt und ihre Bewilligung eingeholt hatte, so fürchtete er doch, ihr die Wahrheit zu gestehen. Die ganze Nacht wälzte er sich schlaflos auf dem Lager und überlegte, was zu thun sei; bald wollte er ihr alles unumwunden sagen, bald hielt er es wieder für besser zu schweigen, um sie nicht zu betrüben, oder gar ihre Nervenzufälle, an denen sie schon längere Zeit nicht mehr gelitten hatte, aufs neue hervorzurufen. Es gibt eine übel angebrachte Schonung, welche stets mehr Unheil anrichtet, als die härteste Wahrheit, eine Nachsicht, die weniger vielleicht aus Liebe, als aus dem gewöhnlichen Egoismus stammt, mit der die meisten Menschen jeder unangenehmen Erörterung mehr in Rück-

sicht auf sich selber, als auf ihre Umgebung aus dem Wege gehen. Man nennt dann Zartheit, was nur Schwäche ist, und preist als Aufopferung den Mangel an Muth und die Furcht vor unangenehmen Auftritten. Ein solches Verschweigen, Bemänteln und Beschönigen kommt ziemlich einer Lüge gleich und es läßt sich hier wie dort nicht absehen, welche mißlichen Verwicklungen daraus entstehen können. Nicht der Arzt, der mit schonungsloser Hand den geheimen Schaden aufdeckt, sondern der Pfuscher, der ihn entweder verkennt, oder aus Rücksicht auf den Patienten verschweigt, verdient, daß er jedes Vertrauen verliert. In einer ähnlichen Lage befand sich der Geheimrath seiner Gattin gegenüber, indem er ihr seinen Verlust zu verbergen suchte. Seine Unruhe konnte ihr zwar nicht entgehen und sie fragte wiederholt nach dem Grunde derselben; worauf er mit allerhand Ausflüchten antwortete, von denen sie sich vollkommen beruhigen ließ. So verging die Nacht in banger Sorge und düsterer Spannung für ihn; erst gegen Morgen stellte sich ein kurzer und unerquicklicher Schlaf ein, durch allerhand schwere und erschreckende Träume unterbrochen. Er fühlte wohl, daß ihn ein unumwundenes Geständniß erleichtern würde, aber dazu war die Gelegenheit nicht günstig, da Martha und

Eugenie das Frühstück gemeinschaftlich mit den Eltern einnahmen. Als dieselben sich entfernt hatten, kam das Dienstmädchen, um das Geschirr hinwegzuräumen. So lange wollte er mit der fatalen Nachricht wenigstens noch warten. Die Köchin war heute merkwürdig ungeschickt, und während der Geheimrath sich auf eine passende Anrede vorbereitete, warf sie eine Tasse herab, die sogleich in hundert Scherben zertrümmert auf den Boden fiel. Die Geheimräthin erschrak und gerieth in einen Zustand der höchsten Aufregung; sie schalt das weinende Mädchen über den Verlust der Tasse mit einer Heftigkeit, als handelte es sich um die größte Kostbarkeit der Welt. Der Vorfall schüchterte ihn wieder ein und er ließ den günstigen Moment vorübergehen. Im Grunde genommen, war es ihm nicht so ganz unangenehm, daß er einen Vorwand gefunden hatte, um die unangenehme Geschichte aufzuschieben. Es wird sich wohl noch im Laufe des Tages ein besserer Zeitpunkt finden, dachte er im Stillen, und eine schlechte Nachricht kommt immer zu früh. So schlich er fort, um sich auf sein Bureau zu begeben, wo er sich in seine Arbeiten zu vertiefen suchte, aber der Verlust und die bevorstehenden Erörterungen mit seiner Gattin ließen ihm keine Ruhe und störten ihn fortwährend.

Er hatte es mit einem weitläufigen Prozeß zu thun, der zu jeder andern Zeit ihm das größte Interesse abgewonnen hätte; heute widerte ihn alles und nur mechanisch durchflog er das ihm lästige Aktenstück. Seine Gedanken schweiften weit ab, immer wieder sah er seine Frau vor sich stehen, unglücklich über den Verlust einer gewöhnlichen Tasse. Die verwünschte Tasse kam nicht aus seinem Sinn; er hätte viel darum geschenkt, wenn sie die Köchin nicht zerbrochen hätte. Das Gesicht der Geheimräthin bei diesem unbedeutenden Unfall ließ eine noch weit schrecklichere Szene erwarten, wenn er ihr erst die volle Wahrheit gestanden haben würde. Von neuem wurde er schwankend, ob er es dahin kommen lassen sollte; er besann sich auf einen Ausweg, und einstweilen hielt er es für gerathen, noch ein tiefes Stillschweigen über sein Mißgeschick zu beobachten. Vor allen Dingen mußte er doch den Bankier zuvor sprechen und mit ihm Abrechnung halten; auf dem Heimweg suchte er ihn auf, aber er fand ihn nicht zu Hause, da Herr Hirsch an der Börse beschäftigt war. Es war ihm fast lieb, daß er ihn nicht getroffen hatte; das gab einen neuen Entschuldigungsgrund für ihn. Bei Tisch zwang er sich so heiteral s möglich zu erscheinen, da der Lieutenant mitspeiste;

er durfte sich nicht verrathen, am wenigsten in Gegenwart seines künftigen Schwiegersohnes. Einige Gläser Wein verfehlten ihre gewöhnliche Wirkung nicht, und die erkünstelte Stimmung wurde bald bei ihm eine natürliche; er sah die Dinge in einem viel freundlicheren Lichte, sein Verlust kam ihm so unbedeutend, fast lächerlich vor und er konnte gar nicht seine frühere Angst begreifen. Seine gute Laune war wieder zurückgekehrt; er scherzte, als wenn gar nichts geschehen wäre, und neckte die Geheimräthin mit der zerbrochenen Tasse.

„Du weißt," sagte sie zu ihrer Entschuldigung, „daß mich eine Kleinigkeit, wie die Ungeschicklichkeit eines Dienstmädchens, im höchsten Grade aufregen kann, während ich einen weit größeren Verlust mit Ruhe ertragen würde."

Ihre Worte enthielten wirklich eine bedingte Wahrheit. Wie alle nervösen Frauen besaß die Geheimräthin weit mehr Selbstbeherrschung und Kraft, wenn ihre Energie herausgefordert ward, als ihr zugetraut wurde, während sie bei ganz gewöhnlichen Vorfällen sich nur zu sehr den heftigen Ausbrüchen ihrer Reizbarkeit zu überlassen pflegte. Reisland athmete bei diesem Geständnisse vollkommen auf; er fühlte sich erleichtert, als wäre ihm eine Zentnerlast

von der Brust genommen. Unter dem anhaltenden Eindruck dieser gehobenen Stimmung begab er sich am andern Morgen auf das Comptoir des Herrn Hirsch. Zu seiner Verwunderung empfing ihn derselbe mit einem Gleichmuth, als wenn gar nichts geschehen wäre, ja er scherzte sogar über den erlittenen Verlust in der heitersten Weise, als Reisland denselben zur Sprache bringen wollte.

„Bange machen gilt nicht," sagte der Bankier, „heute mir, Morgen Dir; das ist einmal der Lauf der Welt. Die fünfzehnhundert Thaler spielen doch bei Ihnen keine Rolle; Sie sehen mir nicht aus, als ob Sie sich dadurch abschrecken lassen."

„Ich gestehe Ihnen, daß mir der Vorfall in mehr als einer Beziehung fatal ist."

„Das glaub' ich Ihnen gern; kein Mensch verliert gern sein Geld und ich am allerwenigsten. Sie müssen den Schaden wieder einbringen. Ich fühle mich ordentlich verpflichtet, Ihnen einen Ersatz zu geben."

„Wie kämen Sie dazu? Sie sind mir nichts schuldig."

„So eigentlich nicht, aber ich betrachte mich doch gleichsam als die moralische Ursache Ihrer Handlungsweise und deßhalb darf ich Sie nicht

stecken lassen. Sie müssen Ihre fünfzehnhundert Thaler zurückbekommen, und noch eine anständige Summe dazu."

„Ich kann mir nur nicht denken, auf welche Weise das geschehen soll?"

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Hier, mein lieber Herr Geheimrath, besitze ich einen Talisman, mit dem sich Tausende gewinnen lassen."

„Sie sprechen in Räthseln."

„Da lesen Sie zu Hause den Prospektus von dem neuen Unternehmen, das hier zustande gekommen ist. Die ersten und solidesten Häuser stehen an der Spitze, und ich habe die Ehre eins davon zu sein. Grafen und Fürsten sitzen im Komité. Was sagen Sie zu solchen Namen? Das zieht, das erweckt Vertrauen. Vorige Woche haben wir unsere Aktien ausgegeben, und heute stehen sie auf zehn; sie werden aber trotz der gegenwärtigen Krise noch steigen und sie werden kommen auf dreißig, vierzig und mit Gottes Hilfe auch auf hundert Prozent. Die Leute reißen darum sich und das Papier ist gar nicht mehr zu bekommen."

Der Geheimrath wußte, daß der Bankier nur die Wahrheit sprach; denn während der Zeit, daß er hier saß, füllte sich das Comptoir mit Leuten aus allen

Ständen, welche sich bei dem neuen Unternehmen zu betheiligen gedachten. Der Raum faßte nicht die Menge, welche bis auf dem Hausflur stand und gewaltsam andrängte. Männer und selbst Frauen bestürmten die Kommis, ihre Zeichnungen und das Geld dafür in Empfang zu nehmen. Auch bei dieser Gelegenheit machte sich jener dämonische Schwindel wieder bemerkbar, von dem zu Zeiten die Bevölkerung einer Stadt ergriffen wird. Damen in der feinsten Toilette, die jede plebeische Berührung sonst verabscheuten, machten sich mit ausgestreckten Elbogen Platz und verschwendeten ihre zärtlichsten Schmeicheleien an gewöhnliche Comptoirmenschen, um einen Quittungsbogen zu erhalten; Handwerker und kleine Krämer trugen ihre Ersparnisse herbei und bettelten um Abnahme des schwer erworbenen Geldes; pensionirte Offiziere, Beamte, bemittelte Witwen ließen sich drücken und stoßen, treten und insultiren, um nur eine Aktie zu erlangen. Immer neue Schaaren strömten herbei und nahmen den Platz der Abgetretenen ein, als gelte es seine Seligkeit zu gewinnen, oder nach stundenlangem Schmachten in der Wüste den Durst an einem frischen Quell zu stillen. Der Bankier sah auf dieß Treiben mit gleichgiltiger Miene und rauchte gemächlich seine Zigarre dazu, während

Reisland sich der Ansteckung nicht zu entziehen vermochte, welche in dieser allgemeinen Krankheit der Gegenwart liegt.

„Alle diese Leute," fragte er, „wollen Aktien von Ihnen, Herr Hirsch?"

„Allerdings! So geht es schon die ganze Woche, wie Sie da sehen, und der Kopf schwirrt mir. Außerdem bekomme ich mit der Post täglich hundert Briefe, und von was für Leuten! Ich sage Ihnen, Sie würden sich wundern, wenn ich Ihnen die Namen sagen wollte. Der Eine beruft sich auf seine alte Bekanntschaft, der Andere auf seine Verdienste, auf vergangene und zukünftige Leistungen. Exzellenzen lassen sich herab und behandeln mich als ihresgleichen; man schmeichelt mir, man sagt mir die schönsten Artigkeiten und macht mir die verschiedensten Anerbietungen. Am tollsten sind die Frauen, und wenn ich nicht ein so guter Ehemann wäre, so dürfte meine Rosa wirklich nicht ohne Grund eifersüchtig werden. Warum? Weil die ganze Welt lieber dreißig Prozent wie fünfe nimmt, und ich einer von den Direktoren bin. Natürlich können nicht Alle Aktien bekommen; wer fünfzigtausend zeichnet, muß sich mit fünf begnügen. Aber für meine Freunde habe ich gesorgt, und wenn Sie befehlen, Herr Geheimrath, so liegen dreißigtausend für Sie

da. In acht Tagen haben Sie die verlorenen fünfzehnhundert Thaler eingebracht, und außerdem noch einen anständigen Profit ohne jede Gefahr."

Die Sache klang so einleuchtend, das Beispiel war so verführerisch, und der Prospektus, in dem er geblättert hatte, war so klar und überzeugend, die unterschriebenen Namen der Direktoren hatten einen solch guten Klang, daß Reisland trotz der eben gemachten Erfahrung nicht abgeneigt schien, dem Rathe des Herrn Hirsch zu folgen. Trotzdem konnte er sich nicht so schnell entschließen; er zögerte, von manchem natürlichen Bedenken bestürmt, das Anerbieten des Bankiers anzunehmen.

„Greifen Sie zu," sagte dieser, „Morgen dürfte es schon zu spät sein. Sie sehen selber, wie stark die Nachfrage ist, und der kleine Rest von fünfmal hunderttausend Thalern, über den ich noch zu disponiren habe, ist schnell vergriffen. Zum Bedenken haben Sie keine Zeit. Ich meine es gut mit Ihnen, und möchte Ihnen gern Revange geben, aber zureden will ich Ihnen nicht mehr. Gott behüte! Sie können gar glauben, daß ich ein Interesse habe. Doch Sie werden sich selber überzeugt haben, daß das nicht der Fall ist, denn das Papier ist sogut wie bares

Geld. Die Leute reißen es mir aus der Hand, und wenn Sie es nicht sind, ist es ein Anderer."

Solcher Worte bedurfte es kaum mehr, um den Geheimrath zu bestimmen. Der Vortheil lag so klar auf der Hand, die Gelegenheit war so günstig, der Gewinnst vollkommen gesichert. Zugleich erhielt er den gewünschten Aufschub und brauchte erst nicht mit seiner Frau über die fünfzehnhundert Thaler zu reden, die gar nicht mehr in Betracht kamen, da er die Summe durch das neue Unternehmen bereits wieder sogut wie in der Tasche hatte. Dieser Umstand gab den Ausschlag, und Reisland betheiligte sich mit dreißigtausend Thalern an dem Geschäft. Erst, als er wieder auf der Straße sich befand und der eigenthümlichen Atmosphäre des Comptoirs entrückt war, überfiel ihn eine natürliche Aengstlichkeit. Gern wäre er zurückgekehrt, um den Handel rückgängig zu machen, doch es war zu spät und er schämte sich auch vor Herrn Hirsch, so schwankend und unentschlossen zu erscheinen. — In seiner Wohnung fand er ein Schreiben vor, das seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade in Anspruch nahm, und seinen Gedanken eine andere Richtung gab. Der Brief kam von Bormann und enthielt in aller Form einen förmlichen Heiratsantrag für Martha.

Reisland war wie aus den Wolken gefallen und eilte zu der Geheimräthin, um ihr den Inhalt sogleich mitzutheilen; auch sie war nicht wenig von diesem unerwarteten Antrage überrascht. Beide hielten eine kurze Berathung und beschlossen fürs erste, die Tochter selber zu befragen.

Aus dem Briefe hatte der Geheimrath ersehen, welche bürgerliche Stellung Bormann eigentlich einnahm, indem dieser es für seine erste Pflicht hielt, unumwunden und offen sowohl den Stand seines Vermögens, wie seine übrigen Verhältnisse den Eltern der Geliebten darzulegen. Dieser Umstand war jedoch keineswegs geeignet, Reisland und seine Frau bei ihren bekannten Vorurtheilen günstig zu stimmen, abgesehen davon, daß sie die Bewerbungen des Assessors Lieber um die Hand ihrer ältesten Tochter in der letzteren Zeit begünstigten. Im Grunde genommen blieb Bormann in ihren Augen trotz seiner günstigen Verhältnisse immer nur ein Handwerker, und der bloße Gedanke an eine derartige Mesalliance war schon im Stande, beide mit dem größten Widerwillen zu erfüllen.

„Eine solche Partie dürfen wir niemals zugeben," sagte die Geheimräthin entrüstet. „Kraft Deiner väterlichen Autorität mußt Du ihr verbieten,

nur daran zu denken. Es bleibt mir nur vollkommen unbegreiflich, wo das Mädchen zu solch gemeiner Bekanntschaft gekommen ist."

„Du fragst noch? Bei ihrem sauberen Bruder, den sie trotz unseres Verbotes noch immer heimlich besucht hat. Das kommt davon, wenn man den Kindern zu viel Selbstständigkeit einräumt. Bei Friedrich hat sie den ‚Posamentier' gesehen und ihm ihr Jawort gegeben. Das geht aus dem Schreiben dieses Bormann hervor. Martha ist immer eine überspannte Phantastin gewesen; daß sie sich aber so weit vergessen könnte, hätte ich ihr niemals zugetraut."

„Wir müssen der fatalen Geschichte ein- und für allemal ein Ende machen. Ich bitte Dich, Reisland, bleib nur dießmal fest und laß Dich nicht durch Bitten und Thränen erweichen."

„Darüber kannst Du ganz ruhig sein: Ich habe eine Warnung erhalten. Hätte ich Friedrich von Anfang an strenger behandelt, so wäre es nicht so weit gekommen. Ich habe an der Schwiegertochter und ihrer Sippschaft genug und danke für einen ähnlichen Schwiegersohn."

Das Gespräch der Eltern wurde jetzt durch Martha's Eintritt unterbrochen. Sie ahnte, oder

wußte vielmehr, um was es sich handelte, da Bormann sie von seinem Vorhaben unterrichtet und mit ihrer Einwilligung den Schritt gethan hatte. Die Mienen der Eltern verkündigten nichts Gutes. Die Geheimräthin wandte sich ab und Reisland bemühte sich, seinem Gesichte einen strengen Ausdruck zu geben, was ihm nicht ganz gelingen wollte. In seinen Händen hielt er das eben von Bormann empfangene Schreiben.

„Ich habe da,“ sagte er die Stirn runzelnd, „einen wunderlichen Brief empfangen, über den Du mir vielleicht die nöthige Aufklärung geben kannst. Vor allen Dingen muß ich Dich fragen, ob Du einen ‚Posamentier‘ Bormann kennst?“

„Ich kenne Herrn Bormann,“ antwortete Martha mit fester Stimme.

„So! Und wo hast Du die Bekanntschaft dieses Herrn Bormann gemacht?“

„In dem Hause meines Bruders“ —

„Und hinter dem Rücken Deiner Eltern,“ fügte die Geheimräthin hinzu. „Trotzdem wir es Dir ausdrücklich untersagt haben. Ein schöner Gehorsam!“

„Davon später,“ unterbrach Reisland die Rede seiner Gattin. „Vorläufig handelt es sich um wichtigere Dinge. Dieser Herr Bormann hat sich

unterfangen, um Deine Hand bei mir anzuhalten. Geschah das mit Deinem Wissen?"

„Ja!" erwiederte die Tochter, ohne die Augen vor den entrüsteten Blicken ihrer Umgebung niederzuschlagen. „Ich habe Herrn Bormann achten und schätzen gelernt und bin von seinem Schritt vollkommen unterrichtet."

„Und das wagst Du mir und Deiner leidenden Mutter ins Gesicht zu sagen? Du solltest Dich schämen, ein Verhältniß mit einem solchen Mann angeknüpft zu haben."

„Sie kennen Herrn Bormann nicht, sonst würden Sie anders über ihn urtheilen; er besitzt eine ebenso gediegene Bildung, wie er einer der tüchtigsten Charaktere ist. Wenn Sie mir nicht glauben und meinem Urtheile nicht trauen wollen, so ziehen Sie über ihn Erkundigungen ein. Ich bin überzeugt, daß Sie dann Ihre Meinung über ihn ändern werden."

„Schweig!" rief der Vater ihr zornig zu. „Ich will nichts mehr wissen. Noch heute werde ich dem ‚Posamentier' schreiben und ihn für immer abweisen."

„Vater!" flehte Martha mit inniger Stimme. „Prüfen Sie zuvor, ehe Sie einen solchen Entschluß fassen. Es handelt sich um mein Lebensglück und

ich habe Herrn Bormann bereits mein Wort gegeben."

Das war zu viel für die schwachen Nerven der Geheimräthin; sie sank mit geschlossenen Augen in ihr Sopha zurück und verfiel in ihr gewohntes, krampfhaftes Schluchzen. Reisland sprang herbei, um ihr beizustehen, dann wandte er sich an das schmerzerfüllte Mädchen.

„Sieh her!" rief er mit pathetischer Stimme. „Das ist Dein Werk — wenn Du nicht Deine Mutter tödten willst, so versprich mir, dieses unselige Verhältniß aufzugeben."

Martha antwortete nicht im bitteren Kampfe ihrer Liebe mit der kindlichen Pflicht; ihr Stillschweigen aber galt dem Geheimrath als eine Einwilligung. Er entließ sie, nachdem die Patientin sich wieder erholt hatte, in ruhigerer Stimmung, und begleitet von seinen väterlichen Ermahnungen begab sie sich auf ihr Zimmer, um ihren unterdrückten Thränen freien Lauf zu lassen. Die Eltern blieben noch zurück und besprachen die ferneren nöthigen Schritte, um ein solch drohendes Mißgeschick von der Familie abzuwenden. Beide glaubten nicht nur im Recht zu sein, sondern wahrhaft für das Glück der Tochter durch ihr Benehmen in dieser Angele-

genheit gesorgt zu haben. Dabei geschah es, daß es ihnen wie den meisten Eltern ging, welche bei allen minder wichtigen Ereignissen liebevoll und zärtlich den Geschmack und die Neigung ihrer Kinder sorgfältig berücksichtigen; nur nicht in dem wichtigsten Augenblicke, der über ihr ganzes Leben entscheidet. Reisland kam nach kurzer Berathung mit seiner Frau überein, Bormann's Brief in einer Art und Weise zu beantworten, die ihm jede fernere Hoffnung benehmen mußte. Unter der kalten Höflichkeit dieser Antwort verbarg sich die beleidigendste Verwunderung über die Keckheit und Selbstüberhebung, mit der es ein Mann dieses Standes gewagt habe, an eine hochgestellte Familie derartige Zumuthungen zu erheben. Alles war darauf berechnet, den gegenseitigen Abstand in das grellste Licht zu stellen, um Bormann zu demüthigen und für immer abzuschrekken. Als dieser das Schreiben gelesen hatte, versank er in die tiefste Schwermuth; zugleich regte sich sein Stolz und erfüllte ihn mit gerechtfertigtem Zorne gegen den Geheimrath und sein Haus. Nur Martha's Bild erhielt sich ungetrübt in seiner Seele und die Gewißheit ihrer Liebe gab ihm Kraft zum Dulden.

Neuntes Kapitel.

Ein längerer Zeitraum war seit jener Begebenheit vergangen; im Hause des Geheimraths schien alles zur gewohnten Ordnung zurückgekehrt zu sein; auch Martha erfüllte wieder wie immer ihre Pflicht und keine Bewegung verrieth den geheimen Kummer, der an ihrer Seele nagte. Sie hatte entschieden jede Begegnung mit Bormann im Hause ihres Bruders abgelehnt, indem sie dem Geliebten und sich durch jede heimliche Zusammenkunft an Achtung zu vergeben glaubte, ebenso entschieden aber auch die Bewerbungen des Assessors Lieber zurückgewiesen. Ihr klarer Sinn und ihr besonnener Geist schrieb ihr den einzig richtigen Weg vor, den sie von nun an zu wandeln hatte. Die Eltern ließen ihr hierin wenigstens den freien Willen, indem sie der Zeit und dem mächtigen Einflusse der Gewohnheit die Erfüllung ihres Lieblingswunsches überließen, hinlänglich zufrieden, vorläufig der ihnen drohenden Verbindung entgegen zu sein. Eugeniens nahe bevorstehende Hochzeit nahm außerdem ihre ganze Sorge und Aufmerksamkeit in Anspruch. Dazu kam noch der kostspielige Bau der Villa, der eine kaum geahnte Ausdehnung gewann und weit mehr Zeit

und Geld erforderte, als ursprünglich gerechnet war. Der frühere Besitzer mußte auch noch befriedigt werden, da er erst eine Abschlagszahlung erhalten hatte und eine plötzlich gekündigte Hypothek von mehreren tausend Thalern, welche auf dem Grundstück lastete, führte neue und ganz unerwartete Verwicklungen für Reisland herbei, die er wie immer seiner Frau sorgfältig zu verbergen suchte. Es war mit ihm eine auffallende Veränderung in der letzten Zeit eingetreten; er schien gealtert, sein Haar war vor der Zeit grau geworden und in seinem ganzen Wesen that sich unverkennbar ein hoher Grad von Reizbarkeit kund. Oft war er zerstreut, oder er fuhr heftig wegen einer Kleinigkeit auf; dann zwang er sich wieder heiter zu scheinen und übertrieb in dieser gemachten Lustigkeit. Seine Stimmung war einem steten Wechsel unterworfen und schwankte zwischen einem Extrem und dem anderen ohne sichtbaren Grund. Wenn er Früh Morgens die Zeitungen las, war diese Erscheinung am auffallendsten, und er konnte dann mit einemmale in den tiefsten Trübsinn verfallen. Fühlte er sich beobachtet, so suchte er durch ein falsches Lächeln, oder irgendeine gleichgiltige Aeußerung seine Umgebung zu täuschen und ihren Verdacht abzulenken. Die Geheimräthin ließ sich

leicht beschwichtigen und der Vorwand eines körperlichen Unwohlseins genügte ihr vollkommen. Sie hatte deßhalb auch Rücksprache mit ihrem Hausarzte genommen, welcher den Patienten untersuchte, die Schuld auf den Mangel an Bewegung schob und den Gebrauch eines leichten Mineralbrunnens verordnete. Minder schnell konnte sich Martha beruhigen; ein unbestimmtes Gefühl drohenden Mißgeschicks stieg von Zeit zu Zeit in ihrer ahnungsvollen Seele auf. Sie bemerkte, daß der Vater ab und zu Briefe und schriftliche Nachrichten empfing, die er vor Allen zu verbergen und zu vernichten suchte. Beim Aufräumen seines Arbeitszimmers, das sie besorgte, hatte sie einen halbzerrissenen Brief gefunden, auf den sie einen flüchtigen Blick warf, um sich zu überzeugen, ob das Papier noch des Aufhebens werth sei. Der dunkle Inhalt hatte sie in Unruhe versetzt; er enthielt eine ihr nicht vollkommen verständliche Aufforderung, gewissen Verpflichtungen nachzukommen. Zuweilen erschienen jetzt verdächtig aussehende Männer, welche dringend und geheimnißvoll den Geheimrath zu sprechen wünschten, und nicht immer beobachteten diese Gäste den Anstand und Respekt, den ihr Vater vermöge seiner Stellung zu fordern hatte. Das Alles deutete auf eigenthümliche und keineswegs be-

ruhigende Zustände hin, obgleich kein wirklich erschreckendes Zeichen oder Ereigniß zum Vorschein kam. Im Hause selbst herrschte noch immer der frühere Grad von Wohlhabenheit und behaglicher Existenz, keine Einschränkung machte sich bemerkbar, im Gegentheil waren die Gesellschaften, welche Reisland gab, nie glänzender, seine Diners und Soupers nie verschwenderischer gewesen. Er versagte seinen Kindern und am wenigsten der Frau nicht den geringsten Wunsch und trotz der vermehrten Ausgaben schien alles im gewohnten Ueberfluß zu schwimmen. Martha wußte nicht diese oft sich widersprechenden Umstände mit einander zu vereinen, und zuletzt glaubte auch sie in ihrer Besorgniß zu weit gegangen zu sein und sich geirrt zu haben. — Gerade in der sogenannten besseren Gesellschaft gibt es Verhältnisse, welche an gewisse Sumpfgegenden mahnen. Die Oberfläche scheint in üppigster Fülle und mit dem Reichthum der kräftigsten Vegetation geschmückt, während in der Tiefe die unheimlichen, schmutzigen Geister brudeln und nagen, jeden Augenblick bereit, hervorzubrechen und das täuschende Leben zu vernichten. So gibt es Häuser und Familien, in deren Schooße die Welt das Glück und den Frieden vermuthet, die aber bereits innerlich vollkommen zerfallen und dem Untergange

geweiht sind. Das schärfste Auge vermag nicht diese tief liegende Fäulniß zu entdecken, denn keine äußere Spur verräth den drohenden Verfall. Wochen, Monate und oft Jahre lang dauert der ungesehene Kampf, dieß Ringen mit dem hereinbrechenden Elend. Fortwährend werden im Stillen die Abgründe ausgefüllt, welche sich immer von neuem aufthun, die klaffenden Wunden versteckt, die geheimen Schäden verborgen, bis endlich die Kraft erlahmt oder ein plötzliches Ereigniß den langjährigen Ruin zur Ueberraschung der Welt aufdeckt und den bald schadenfrohen, bald mitleidigen Blicken der Menge preisgibt. Aber ehe es so weit kommt, ehe die zuletzt fast erwünschte Krisis eintritt, leiden die Betheiligten die Qualen der Hölle. Dieses Ringen eines Ertrinkenden, dieses Anklammern an einen Strohhalm, dieses unausgesetzte Schwanken zwischen Hoffnung und Verzweiflung läßt sich mit keinem Schmerz der ausgesuchtesten Tortur vergleichen. Man muß lächeln den Tod im Herzen; scherzen, während man vor Jammer laut aufschreien möchte, und das Alles, weil man sich nicht verrathen darf, und den Schein bewahren will. Das ganze Leben wird zu einer großen Lüge und läuft lediglich auf Heuchelei und Täuschung hinaus, die sich selbst auf die nächsten Angehörigen erstrecken muß.

Der offenkundige Bettler darf wenigstens vor den Seinigen und innerhalb der Familie sich über sein Schicksal beklagen und sein Unglück durch Thränen erleichtern. Die Theilnahme eines treuen Weibes, die Liebe der Kinder lindern das Elend und helfen es ertragen; aber diese Märtyrer des Scheins, die ruinirten Glieder der sogenannten guten Gesellschaft müssen auch auf diesen Trost verzichten; sie stehen allein, verlassen von der ganzen Welt; sie haben keinen Freund, dem sie sich entdecken, keine Familie, mit der sie weinen können. In solcher furchtbaren Einsamkeit tritt dann der Versucher an sie heran und findet sie wehrlos; nur wenig Charaktere vermögen ihm zu widerstehen, denn der ununterbrochene Kampf hat ihre moralische Kraft gebrochen, ihre Grundsätze gelockert. Der Augenblick findet sie schwach; sie unterliegen und das Elend läßt sie zum Verbrechen greifen. Das Alles hatte der Geheimrath in kurzer Zeit an sich selber erfahren, von Stufe zu Stufe war er von seiner früheren Stellung herabgesunken; Verluste auf Verluste hatten ihn getroffen und wie lastende Gewichte ihn immer tiefer herabgezogen. Aus Liebe für seine kränkelnde Gattin hatte er ihr den ersten Unfall verschwiegen, den er durch neues Wagen zu ersetzen suchte; auch dieser Versuch war ihm mißlun-

gen, ebenso all die folgenden, zu denen er Schritt für Schritt sich verleiten ließ. Das Geschick des Menschen hängt oft von unscheinbaren Kleinigkeiten ab, man fällt nicht über Felsen, sondern über den kleinen Stein, der unbeachtet am Wege liegt. Nur der erste unbedeutende Schritt liegt in unserer Gewalt, jeder folgende gibt uns in die Hand des lauernden Schicksals und wird zur zwingenden Nothwendigkeit. Eine kleine und entschuldbare Verheimlichung, eine Lüge, welche aus liebevoller Schwäche entsprang, verwickelte Reisland in ein System von täglich gesteigerten Widerwärtigkeiten, unterhöhlte den Boden seiner Existenz so lange, bis dieser endlich unter ihm zusammenbrach. Er glich dem verzweifelten Spieler, der den ersten Verlust durch immer erhöhten Einsatz zurückzugewinnen trachtet, dem dämonischen Triebe folgend zuletzt alles, sein Glück, sein Vermögen, seine Ehre einsetzt und — verliert. Wohl sah er das Unheil mit offenen Augen kommen, aber auf der einmal betretenen Bahn konnte er nicht mehr zurück. Das neue Unternehmen, in welches er sich auf den Rath des Herrn Hirsch eingelassen hatte, war gescheitert, die Aktien sanken, und ein Verlust von mehreren tausend Thalern war die Folge. Um jeden Preis mußte er die beträchtliche Summe ersetzt

haben und er suchte den Schaden durch andere, womöglich noch gewagtere Spekulationen einzubringen. Auch diese mißglückten wie die früheren und führten noch tiefere und unangenehmere Verwicklungen herbei, welche er unter keiner Bedingung der ahnungslosen Gattin gestehen konnte. Der Bau und die übrigen Ausgaben für den Ankauf der Villa forderten ebenfalls große Summen, der Rest des Vermögens ging darauf und selbst eine nicht unbeträchtliche Schuldenlast kam noch hinzu. Er sah sich genöthigt Wechsel auszustellen, obgleich er nicht wußte, wie er das Geld herbeischaffen sollte. Noch genoß er vermöge seiner Stellung einigen Kredit, aber auch dieser begann zu schwinden; die Gläubiger drängten mit Ungestüm und drohten mit Klagen. Nur durch große Opfer vermochte er ihr Stillschweigen für kurze Zeit zu erkaufen und Aufschub zu erlangen; oft sah er sich genöthigt, um eine Verlängerungsfrist der fälligen Wechsel zu ermöglichen, zehnfache Interessen zu bezahlen. Dazu mußte er seine Verlegenheit und den Kummer sorgfältig vor aller Welt verbergen, eine Heiterkeit im Hause und der Gesellschaft heucheln, die er nicht empfand, in ewiger Angst vor einer unerwarteten Entdeckung schweben und doch seine Furcht wie seine Verzweiflung tief in sich verschließen. Oft

glaubte er unter der schweren Last zusammenzubrechen, aber immer wieder raffte er sich zu neuer Anstrengung empor und kämpfte muthig wenn auch fast verzweifelnd gegen sein Geschick. Wahrscheinlich hätte er diesen Zustand nicht so lange ertragen, wenn er nicht noch durch die Aussicht auf irgendeine plötzliche Wendung in dem Stande seiner Angelegenheiten aufrecht erhalten worden wäre. Bald rechnete er auf einen besonderen Glücksfall, auf ein Steigen an der Börse, selbst auf einen Gewinnst in der Lotterie, bald auf den Beistand einiger Freunde, die er zu besitzen glaubte. Zuweilen war er entschlossen, mit diesen Rücksprache zu nehmen, im entscheidenden Augenblicke aber fehlte ihm der Muth und eine falsche Scham hielt ihn zurück. Sein Stolz empörte sich bei dem Gedanken, vor ihren Augen als ein Bettler und leichtsinniger Spekulant zu scheinen, nachdem er bisher einen so hohen Rang in ihrer Meinung eingenommen hatte. Auch war er keineswegs so vollkommen von ihrer Bereitwilligkeit überzeugt; bei genauerer Prüfung hielten sie nicht Stich und die Meisten schienen ihm weit eher geeignet, an seiner Tafel als an seinem Mißgeschicke theilzunehmen. Er kannte sich selbst und die Welt zu genau, um ihre Hilfe mit Bestimmtheit zu erwarten, aber er

suchte sich darüber noch zu täuschen, um nicht jede Hoffnung aufzugeben. Im Moment der äußersten Noth erwartete er doch von dieser Seite Rath und Unterstützung; darum scheute er sich, vorläufig einen Versuch zu machen, der ihm vielleicht auch diese letzte Aussicht benommen hätte. So verging ihm Tag auf Tag in namenloser Pein, umso trauriger, da er keinem Menschen sich anzuvertrauen wagte und der Schein, den er behaupten mußte, ihm neue und immer schwerere Opfer auferlegte. In einer solch steten Verwirrung der äußeren Verhältnisse vermag sich nur selten selbst der stärkste Charakter ohne Anfechtung zu erhalten; die moralischen Begriffe müssen nothwendigerweise darunter leiden und die Noth des Augenblicks drängt oft zu verzweifelten Hilfsmitteln. Nur wenig Menschen besitzen den Grad von Energie, um die strengen Grundsätze von Recht und Unrecht, sowie den Begriff der Ehre unter allen Umständen zu bewahren; darum beten wir auch täglich: „Herr! führe uns nicht in Versuchung!" Es gibt solche unbewachte Stunden und Minuten, wo auch der Beste unterliegt, verschweige ein Mann, der im steten Kampfe mit den feindseligen Gewalten und den gemeinen Bedürfnissen des Lebens einen großen Theil seiner Kraft bereits eingebüßt hat. Um ein

baufälliges Haus umzustürzen, bedarf es keines Erdbebens und der faulende Baum wird auch ohne Axt zusammenbrechen.

In einem solch entscheidenden Momente trat Herr Hirsch in das Zimmer des Geheimraths, um eine nicht unbedeutende Forderung geltend zu machen. Dem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß der Bankier mit seinem früheren Gönner und Klienten jetzt in einem minder achtungsvollen Tone sprach, und sich allerlei kleine Vertraulichkeiten herausnahm, welche dieser schon seit längerer Zeit ruhig ertragen mußte.

„Nun, mein lieber Herr Geheimrath!“ sagte er. „Ich habe Sie den ganzen Tag erwartet, um unsere Angelegenheiten endlich einmal in Ordnung zu bringen. Da Sie nicht gekommen sind, so habe ich mir die Freiheit genommen und Sie aufgesucht. Sie wissen, daß ich noch einen kleinen Posten bei Ihnen zu gut habe; aber Ihr Gedächtniß scheint in neuester Zeit sehr gelitten zu haben.“

„Ich rechnete auf Ihre freundschaftliche Nachsicht, umsomehr, da Sie meine Verhältnisse genauer kennen. Sie sind der einzige Mensch, dem ich meine Lage anvertraut habe.“

„Aeußerst schmeichelhaft, aber Handelschaft ist

keine Freundschaft und schöne Worte keine Bezahlung. Mein Freund Hansemann hat sehr richtig gesagt, in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf. Ein ausgezeichneter Witz, nicht wahr?"

Der zum Scherzen aufgelegte Herr Hirsch verzog den Mund zu einem plumpen Lachen, während Reisland traurig vor sich niederschaute und dem unbarmherzigen Gläubiger kaum in das gemein pfiffige Gesicht zu blicken wagte.

„Sie müssen," sagte er nach einer Pause, „mit mir Geduld haben. Ich darf dieß gerade von Ihnen fordern, da ich leider durch Ihren Rath so weit gekommen bin."

„Durch meinen Rath?" brauste der Bankier auf. „Sagen Sie lieber durch Ihre Thorheit. Wer hat Sie denn geheißen, über Ihre Kräfte zu spekuliren? Das hat man von seiner Freundschaft, noch Vorwürfe und außerdem das Vergnügen, sein Geld zu verlieren. Sie wären längst schon bankerott, wenn ich nicht für die letzten Differenzen gut gesagt hätte. Ihre Gläubiger halten sich an mich und verlangen jetzt das Geld von mir. Glauben Sie, daß ich ruhig zusehen werde, wenn ich ein Paar tausend Thaler für Sie zahlen muß? Entweder geben Sie mir

die nöthige Deckung, oder ich schreie laut und werde klagbar."

„Herr Hirsch! Ich kann es nicht glauben, daß Sie mich ruiniren wollen. Ich würde mich genöthigt sehen, meinen Abschied zu nehmen."

„Das weiß ich, und eben darum will ich klagen, wenn ich nicht mein Geld bekomme."

„Es ist gut, es ist gut," stöhnte der Geheimrath. „Ich werde Sie bezahlen, noch heute, aber verschonen Sie mich mit Ihrer ferneren Gegenwart. Gehen Sie, verlassen Sie mich."

Noch einmal raffte sich Reisland zu einer ungewohnten Energie empor, und deutete so gebieterisch auf die Thür, daß der Bankier es für gerathen fand, sich mit wüthenden Blicken zu entfernen. Nach diesem plötzlichen Aufflackern der Willenskraft versank der Geheimrath in ein dumpfes Brüten. Er hatte seinen Gläubiger dermaßen beleidigt, daß dieser sich nicht mehr verbunden halten konnte, die geringste Schonung oder Rücksicht noch auf ihn zu nehmen, und doch vermochte Reisland die schuldige Summe nicht zu bezahlen. Es war ihm nur darum zu thun gewesen, den lang verhaltenen Groll gegen Hirsch, den er als die alleinige Ursache aller seiner Leiden ansah, zu befriedigen. Damit war aber seine That-

kraft erschöpft und umsomehr überließ er sich seiner Verzweiflung. Ein leises Klopfen an der Thür schreckte ihn aus dieser traurigen Selbstpeinigung auf. Es war bereits so weit gekommen, daß er in jedem Besuch nur einen neuen Gläubiger fürchtete. Auf sein zaghaftes „Herein!" öffnete sich nur halb die Thür und die behagliche Figur des Viktualienhändlers Siefke stand vor ihm. Verlegen drehte der Mann seine Mütze, und blickte zuweilen in den Grund derselben, als suchte er da die Anrede, auf die er sich schon längst vorbereitet, aber vor lauter Respekt wieder vergessen hatte.

„Was wünschen Sie?" fragte Reisland verwundert über den seltsamen Besuch.

„Entschuldigen Sie nur," antwortete der ehrliche Viktualienhändler. „Herr Geheimrath! Sie kennen mich ja; ich bin der Stiefke unten aus dem Keller, wo sie auch Ihr Bier holen lassen, und immer damit zufrieden sind. Da bin ich nun so dreist gewesen und habe mir die Ehre gegeben, Sie um einen guten Rath zu fragen, weil Sie doch sozusagen unser Nachbar sind."

„Und womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich habe mir," fügte Stiefke, jetzt schon dreister gemacht, hinzu, „so ein Paar hundert Thälerchen

bei meinem Geschäft erspart. Das Geld macht mir Sorgen und ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll. Da hab' ich mir im Stillen gedacht, der Herr Geheimrath sind der rechte Mann, mir einen guten Rath zu geben. Sie verstehen sich darauf und wissen, wo Barthel Most holt."

Die Worte des ehrlichen Viktualienhändlers klangen gerade in diesem Augenblick wie eine Ironie für Reisland's Ohren und er wußte nicht, was er ihm auf die seltsame Zumuthung antworten sollte.

„Sie müssen sich an einen Bankier wenden," sagte er nach einigem Besinnen.

„Das hab' ich mir auch schon gedacht, aber offen gestanden, ich habe zu dem Schwindel an der Börse kein rechtes Zutrauen und meine Frau noch weniger. Lieber möchte ich das Geld auf eine sichere Hypothek geben. Ich habe es mir so ausgedacht, daß Sie vielleicht es mir abnehmen und auf Ihr großes Grundstück einschreiben lassen. Das wäre mir lieb und Sie thäten mir einen großen Gefallen, den ich Ihnen mein Lebtag nicht vergessen würde. Was meinen Sie, Herr Geheimrath?"

„Ich weiß wirklich nicht," antwortete dieser ausweichend, „ob ich Ihr Geld benutzen kann."

„Nehmen Sie es nur," drängte der brave Stiefke,

durch den Widerstand nur noch mehr in seinem Vertrauen bestärkt. „Ich habe den ganzen Schwarm gleich mitgebracht, zwölfhundert Thaler lauter neue Kassenanweisungen.“

Ehe der Geheimrath ihn hindern konnte, hatte der Viktualienhändler das Geld auf den Tisch gezählt. Die Summe reichte zwar nicht vollständig hin, den Bankier zu befriedigen, aber sie konnte wenigstens für den Moment ihm Ruhe verschaffen. Reisland hatte nicht den Muth, den Antrag zurückzuweisen und nahm das Geld allerdings mit dem besten Willen, wenn es gefordert würde, zurückzubezahlen.

„Nur wegen Leben und Sterben,“ bat Stiefke, „möchte ich eine kleine Quittung. Die gerichtliche Eintragung der Hypothek können wir ja zu einer andern Zeit vornehmen. Ich bin nur froh, daß ich die Sorge losbin, denn bei Ihnen ist mein Geld so sicher, wie auf der Bank und ich bekomme noch fünf Prozent dafür.“

Mit dem aufrichtigsten Danke schied der ehrliche Viktualienhändler, als hätte der Geheimrath ihm den größten Gefallen erwiesen. Dieser raffte die Kassenscheine zusammen, steckte sie in ein Couvert und schickte sie an den Bankier als eine vorläufige Abschlagszahlung seiner Schuld. Er hatte damit allerdings

wieder eine kurze Frist gewonnen, aber bald meldeten sich neue Gläubiger und auch Herr Hirsch drängte auf die Bezahlung des Restes. Wenige Tage später wurde Reisland der fällige Wechsel präsentirt, er sah sich dießmal gänzlich außer Stande, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Der unbarmherzige Gläubiger drohte mit Protest und einer Klage, die unter den Verhältnissen des Geheimraths nothwendigerweise seine Stellung als Beamter bedrohte. In dieser traurigen Lage fiel sein Blick auf ein geheimes Schubfach in seinem Schreibsekretär. Dort bewahrte er eine Summe, welche ihn aus aller Verlegenheit reißen konnte, sie gehörte nicht ihm, sondern den Erben seines verstorbenen Freundes. Ein geheimer Schauer erfaßte ihn, als er sich dem Orte näherte, seine Hand zitterte, indem er an die Feder drückte, ein leiser Druck mit dem Finger und der bisher unberührte Schatz lag vor ihm, mehr als hinreichend, um ihn mit einemmale aller Sorgen zu überheben. Laut klopfte sein Herz bei diesem Anblicke und als wollte er der Versuchung dadurch entfliehen, warf er die Thüre des Sekretärs hastig zu und verließ das Zimmer. In diesem aufgeregten Zustande eilte er auf sein Bureau, um bei der Arbeit wenigstens für kurze Zeit seine Verlegenheit und all die peinigenden

Gedanken zu vergessen. Dort fand er den ehrwürdigen Präsidenten des Gerichts, der ihm seine Ernennung zum Vorsitzenden der nächsten Schwurgerichtsperiode im Laufe des Gesprächs anzeigte und zugleich seine nahe bevorstehende Erhöhung zum Dirigenten seiner Abtheilung im Vertrauen mittheilte.

„Es freut mich," sagte der wohlwollende Vorgesetzte, „daß ich Ihnen, mein lieber Kollege, diese freudige Nachricht mittheilen kann, da ich Sie schon vor längerer Zeit zu diesem Posten wegen ihrer Verdienste vorgeschlagen habe. Der Minister hat mein Gesuch gnädigst befürwortet und das Patent liegt bereits Seiner Majestät zur Unterschrift vor. Bei der günstigen Meinung, welche der Fürst von Ihrem Talente hegt, dürfen Sie die Ausfertigung in kürzester Frist erwarten. Nehmen Sie im voraus von mir den herzlichsten Glückwunsch zu Ihrer wohlverdienten Erhöhung an. Ich selbst werde wohl wegen meines vorgerückten Alters den Dienst verlassen und mich pensioniren lassen; dann hoffe ich in Ihnen einst meinen Nachfolger noch zu sehen."

Verwirrt stammelte Reisland seinen Dank dem würdigen Greise, der ihn in einer unbeschreiblichen Aufregung wegen dieser Nachricht zurückließ.

Zehntes Kapitel.

In der That schien auch der Geheimrath seine frühere Ruhe zurückgewonnen zu haben, und er unterzog sich mit anerkennungswerthem Eifer den schwierigen Geschäften seines neuen Amtes. Mehrere überaus verwickelte Prozesse kamen im Laufe der Schwurgerichtssitzung zur Verhandlung und er bewies als Vorsitzender eine seltene Umsicht und Klarheit in der Auseinandersetzung und Zusammenfassung der Thatsachen. Seine Kollegen bewunderten den juristischen Scharfblick und die ausgezeichneten Kenntnisse des Mannes, der die schwierigsten Fälle mit der größten Sicherheit zu behandeln wußte und das Vertrauen vollkommen rechtfertigte, das man in ihn setzte. Nur zuweilen machte sich an ihm eine gewisse Reizbarkeit noch bemerkbar, die man theils auf die mit seinem Beruf verbundene Anstrengung, theils auf seine leidende Gesundheit zu schieben geneigt war. Mitten in den Verhandlungen überkam ihn von Zeit zu Zeit eine eigene Schwäche; seine Wangen überzogen sich mit auffallender Blässe, seine Glieder zitterten und seine Gedanken verwirrten sich; doch pflegten diese Unfälle schnell wieder vorüberzugehen und nach wenigen Augenblicken wieder zu

verschwinden, ohne eine auffallende Störung zu hinterlassen. Nur ein einzigesmal sah er sich genöthigt, deßhalb die Verhandlungen auf einige Zeit abzubrechen und die Sitzung aufzuheben. Es war dieß bei einem an sich unbedeutenden Prozesse, der gegen einen bisher unbescholtenen Mann geführt wurde. Derselbe hatte ihm anvertraute Gelder unterschlagen, und obgleich die Summe keineswegs so groß war und viele mildernde Umstände zu Gunsten des Angeklagten sprachen, so wurde derselbe dennoch des angeschuldigten Verbrechens überwiesen zu einer längeren Zuchthausstrafe verurtheilt. Schon während der ganzen Vernehmung verrieth Reisland einen hohen Grad von Aufgeregtheit, die sich im Verlaufe des Prozesses noch steigerte. Die Fragen, welche er an den Angeklagten und die Zeugen richtete, klangen kaum verständlich, seine Sprache zitterte und nur mit der höchsten Anstrengung vermochte er kaum die Worte hervorzubringen. Er war auch in der That sehr angegriffen, und das Schicksal des mehr unglücklichen als schuldigen Mannes schien ihm eine ungewöhnliche Theilnahme abzulocken. In die ihm obliegende Zusammenfassung der Thatsachen und Beschuldigungen mischte er so viele mildernde Gründe und hob dieselben so stark hervor, daß seine Rede fast wie

eine Vertheidigung lautete und allerdings den Verdacht der Parteinahme für den Angeklagten erregen konnte. Als die Geschwornen sich zurückzogen, um den Wahrspruch zu fällen, verfolgte er sie mit fast ängstlichen Blicken, sein Herz pochte lauter noch wie das des Angeschuldigten, und seine Stirn bedeckte sich mit kaltem Schweiße. Bei ihrer Rückkehr schrak er sichtbar zusammen, und als ihr Spruch auf „Schuldig!“ lautete, vermochte er sich kaum noch aufrecht zu erhalten. Vor seinen Augen wurde es dunkel, seine Glieder versagten ihm den Dienst, nur mit der größten Anstrengung hielt er sich noch aufrecht. Als Vorsitzender lag ihm noch die Verpflichtung auf, das Urtheil zu verkünden. Mit Mühe richtete er sich empor, aber plötzlich wurde er von einem jähen Schwindel ergriffen, alles drehte sich mit ihm im Kreise; er glaubte dort selber auf der Anklagebank zu sitzen und die Augen der ganzen Versammlung und seiner Kollegen auf sich gerichtet zu sehen. Es war ihm, als müßte er vor aller Welt mit eigenem Munde sein Urtheil aussprechen und sich selber zu dieser schimpflichen Strafe verdammen. Dieser Verwirrung konnte er nicht Meister werden, sie raubte ihm seine sonstige Besonnenheit, mit der er bisher derartige Aufwallungen bekämpft hatte; mit einem lauten

unartikulirten Schrei sank er zusammen; ein anderer Richter mußte die abgebrochene Verhandlung zu Ende führen und seine Stelle für heute einnehmen. Der unangenehme Unfall ging jedoch bald wieder und ohne weitere Störung vorüber; er wiederholte sich auch nicht mehr im Laufe der ferneren Verhandlungen, welche Reisland zur vollkommenen Zufriedenheit zu Ende führte. — Die nahe bevorstehende Vermälung Eugeniens mit dem Lieutenant trugen auch das Ihrige bei, um dem Hause wieder ein fröhliches Ansehen zu verleihen und den Geheimrath zu zerstreuen, so daß er fast seine ganze frühere Heiterkeit zur Schau trug. Er selber ließ es sich nicht nehmen, das Brautpaar zu dem Prediger zu begleiten, welcher die Trauung vollziehen sollte. Derselbe war ein alter Freund des Hauses und freute sich mit dem Glücke der ihm liebgewordenen Familie. Er richtete einige wohlmeinende und gefühlvolle Worte an Eugenie, die er schon als Kind gekannt und am Altar des Herrn eingesegnet hatte. Reisland war von einem wirklich religiösen Gefühl beseelt und sein weiches Gemüth wurde durch die Worte des verehrten und befreundeten Geistlichen bis zu Thränen gerührt. Ueberhaupt neigte er sich in der letzten Zeit zu einer auffallenden Frömmigkeit hin; er ging noch häufiger

als sonst in die Kirche und suchte im Gebete Trost und Stärke. Viele seiner Kollegen sahen darin nur ein Anschließen an die herrschende fromme Richtung, welche von oben herab ausging, und mit manchen irdischen Vortheilen verbunden war, während er selber doch nur einem tiefgefühlten Bedürfnisse zu folgen glaubte und wirklich in der Religion eine ihm nöthige Stütze fand. Der Besuch bei dem Prediger und die herzlich fromme Zusprache desselben schienen ihm überaus wohlgethan zu haben; ein schon lange nicht mehr gekannter Friede kehrte in sein Herz zurück, und er überließ sich einer beruhigten und hoffnungsvollen Stimmung. Er war soeben in seine Wohnung angelangt, als der Wagen des würdigen Präsidenten vorfuhr. Die unerwartete Ankunft seines hohen Gönners versetzte ihn in die freudigste Aufregung, da er diesen Besuch mit der ihm bereits angekündigten und nahe bevorstehenden Beförderung in Verbindung brachte. Mit schnellen Schritten eilte er dem verehrten Gast entgegen, um ihn zu begrüßen und zu dem bequemen Sessel hinzuleiten. In seiner vorgefaßten Meinung übersah er nur zu leicht die ernste, fast traurige Miene des würdigen Greises, der mit einer sonst nicht bemerkten Abgemessenheit für alle ihm aufgedrungenen Höflichkeiten dankte.

„Ich komme,“ sagte nach einer kurzen Pause der Präsident, „um einer Pflicht mich zu entledigen.“

„Seine Majestät,“ unterbrach ihn der Geheimrath rasch, „haben auf Ihre Empfehlung mein Patent unterzeichnet, und Sie selber wollen der Ueberbringer dieser freudigen Botschaft sein? Sie überhäufen und beschämen mich mit Ihrer Güte.“

Statt diese Hoffnung zu bestätigen, schwieg der Vorgesetzte, von einem menschlich schmerzlichen Gefühl ergriffen. Es that ihm sichtbar weh, die von ihm selber angeregten Aussichten mit einem Worte zu vernichten. Erst jetzt stieg in der Seele des Geheimraths eine furchtbare Ahnung auf; ein unwillkürlicher Schauer faßte seine Glieder. Das strenge Gesicht des Präsidenten benahm ihm auch die letzte Täuschung. Dieser fuhr nach einiger Zeit in einem amtsmäßigen Tone fort, der jedoch nicht gänzlich die tiefste Theilnahme verbergen konnte.

„Ich habe vonseiten des Vormundschaftsgerichts einen Bericht erhalten, der die Ihnen anvertrauten Mündelgelder betrifft. Nicht nur ein bloßes Gerücht, sondern vielfache Beweise, daß Ihre Vermögensverhältnisse in Unordnung gerathen sind, haben in letzter Zeit Befürchtungen bei der betreffenden Behörde erregt. Es ist zu unseren Ohren gekommen, daß

Sie sich in Spekulationen eingelassen haben, welche bei weitem die Ihnen zugebote stehenden Mittel überschreiten; man weiß, daß viele Wechselschulden auf Sie laufen und selbst einige Klagen über bedeutendere Summen sind bei unserem Gericht gegen Sie in letzter Zeit angebracht worden. Können Sie diese Umstände leugnen? Es soll mir gewiß lieb sein, wenn Sie den Beweis liefern, daß von unserer Seite ein Irrthum obwaltet. Vertheidigen Sie sich, wenn Sie können."

Reisland rang nach einem Worte, aber die vertrocknete Zunge klebte ihm am Gaumen; er vermochte nicht seine schuldbewußten Blicke zu den reinen, klaren Augen des würdigen Greises emporzuheben. Der unerwartete Schlag kam so plötzlich wie aus blauem Himmel, daß er gelähmt dastand und die Sprache verloren zu haben schien.

„Reden Sie, verantworten Sie sich," mahnte ihn der Richter, der noch immer nicht an den ganzen Umfang seiner Schuld glauben wollte.

„Ich kann nicht," stöhnte der Unglückliche.

„Unter diesen Umständen sehe ich mich genöthigt, Rechenschaft über die Ihnen anvertrauten Mündelgelder zu fordern und Ihnen die längere Verwaltung derselben zu entziehen, da Sie nicht

mehr die nöthige Garantie uns bieten. Im Namen des Gerichts verlange ich von Ihnen das Ihnen übergebene Geld zurück."

Der Geheimrath bedeckte mit beiden Händen das aschgraue Gesicht und bekannte hinlänglich durch sein Schweigen das von niemandem bisher geahnte Verbrechen.

Es herrschte eine grauenvolle Stille, denn auch der alte Präsident war zu tief ergriffen, um das furchtbare Schweigen, welches einem vollkommenen Geständnisse gleich kam, zu unterbrechen. Er mußte sich erst wieder sammeln, ehe er weiter sprach.

„Unglücklicher!" rief er erschüttert aus. „Sie haben sich selber Ihr Urtheil gesprochen, meine traurige Ahnung hat sich leider bestätigt, ich muß in meiner Eigenschaft als Richter sogleich die nöthigen Schritte thun."

„Erbarmen!" keuchte Reisland aus der gepreßten Brust hervor. „Herr Präsident! Haben Sie Mitleid mit meiner Frau und meinen Kindern. Gibt es keine Hilfe, keine Rettung mehr vor der Schande?"

Das Herz des würdigen Greises war ergriffen; er vergaß nicht über dem Richter den Menschen und empfand das innigste Mitleid mit dem Gefallenen; aber er fühlte auch die hohe Verantwortung, welche

ihm sein Amt gerade in einem Falle auferlegte, wo es sich um ein Verbrechen eines Mitgliedes aus dem Richterkollegium selbst handelte. Mannigfache Zweifel bestürmten die Seele des Präsidenten in diesem Augenblick; er bedauerte das Schicksal des Unglücklichen, er fürchtete nicht mit Unrecht die Schande, welche auf den ganzen Stand zurückfallen, das Rechtsbewußtsein im Volke selbst untergraben und einen öffentlichen Skandal geben mußte; auf der andern Seite aber dachte er an die hohe Aufgabe der Gerechtigkeit, ohne Ansehen der Person und ohne Schonung der Verhältnisse das Verbrechen zu bestrafen. In seinem ganzen mühevollen Leben war ihm noch nie die Erfüllung seiner Pflicht so schwer gefallen. Endlich kam er bei der Wichtigkeit des Falles und dem tiefen Eingreifen desselben zu dem Entschluß, dem Fürsten selbst Vortrag zu halten und dessen Willensmeinung zuvor einzuholen, obgleich er sonst kein Freund der Kabinetsjustiz war. Einstweilen ordnete er dem Geheimrath an, sich bis auf weiteres als Gefangener in seinem eigenen Hause zu betrachten, indem er ihn der polizeilichen Aufsicht unter der schonendsten Form übergab. So blieb Reisland allein zurück mit seinem unsäglichen Elend,

mit der schweren Last seiner Schuld und der Verzweiflung im Herzen.

Nachdem ihn der Präsident verlassen, erwachte er erst aus seinem dumpfen Brüten und überließ sich dem grenzenlosesten Jammer über die eigene Schande und den Ruin, den er über seine unschuldige Familie gebracht hatte. Der Gedanke an seine Frau, welche er auf der Welt am meisten liebte, bereitete ihm den größten Schmerz und der Tod erschien ihm als die höchste Wohlthat. Immer mehr befreundete er sich mit der schrecklichen Idee; das Leben hatte keinen Werth mehr für ihn; ein plötzliches Ende konnte vielleicht auch seiner Familie nützen und die Schande des von ihm begangenen Verbrechens abwenden. Er suchte nach einer Waffe, aber zum Glück fand er keine in dem Zimmer, um seinen raschen Entschluß auszuführen; dann wollte er mit dem Halstuch, das er trug, sich erdrosseln. Mechanisch band er dasselbe ab und bildete eine Schlinge, welche er an das Fensterkreuz zu befestigen gedachte, um so gewaltsam seinen Tod herbeizuführen. Im entscheidenden Augenblick überfiel ihn jedoch eine natürliche Schwäche; der Trieb der Selbsterhaltung versteckte sich unbewußt hinter seine religiöse Bedenken und trug den Sieg davon. Als junger Assessor hatte

er einmal den Leichnam eines erdrosselten Selbstmörders gesehen; die hervorgequollenen, mit Blut unterlaufenen Augen, die blaurothe Färbung des verzerrten Gesichts, das ganze widrig gräßliche Bild hatte sich seiner Seele eingeprägt, und trat jetzt in abschreckender Lebendigkeit vor seine Augen. Ein dumpfes ästhetisches Bewußtsein erfüllte ihn mit Widerwillen vor dieser Todesart, die einzige, welche er zu wählen hatte. — Auch an Flucht dachte er und das Benehmen des Präsidenten schien ihm fast darauf berechnet, ihm diesen Ausweg offen zu lassen; denn seine Wächter hielten vorläufig nicht das Haus besetzt, sondern begnügten sich lediglich mit der Beobachtung seiner Person aus einer gewissen Entfernung, um jedes Aufsehen bis zur erfolgten Entscheidung durch den Fürsten zu vermeiden. Daher kam es auch, daß weder die Nachbarschaft, noch ein Mitglied seiner eigenen Familie von dem Vorfall eine Ahnung hatte. Es schien förmlich darauf angelegt, ihm seine heimliche Entfernung zu erleichtern, da die betreffenden Beamten eine auffallende Lässigkeit in der Ausübung ihrer Pflicht verriethen. Er brauchte nur den Moment abzuwarten, wo diese sich abwendeten, um unerkannt und wahrscheinlich auch unverfolgt das Haus zu verlassen. Von seinem Fenster aus konnte er ihre Be-

wegungen und den Mangel an Aufmerksamkeit genau beobachten und mehr als einmal stand er auf dem Punkte, diesen möglichen Rettungsweg einzuschlagen; aber auch hierzu fehlte ihm der Muth; er fühlte sich wie gelähmt und traute sich selber nicht die nöthige Kraft für einen solchen Schritt zu. Vielleicht hielt ihn auch noch eine geheime Hoffnung zurück, daß seine Angelegenheit eine für ihn günstige Wendung nehmen könne. Trotz seines richterlichen Scharfsinns und seiner vielfachen Erfahrung urtheilte er über seinen Fall weit milder; nach und nach fand er immer mehr Gründe für seine Vertheidigung und zuletzt glaubte er, wenn auch nicht an seine Schuldlosigkeit, doch wenigstens an die Möglichkeit seiner Freisprechung. Einige hingeworfene Worte des Präsidenten, die hohe Meinung von seiner bisherigen Stellung, die oft erprobte Gnade des Fürsten und vor allem die Wichtigkeit und Bedeutung des Falls für den gesammten Richterstand, selbst die Art und Weise seiner Bewachung bestärkten ihn in der Hoffnung, daß die ganze Sache noch vor der einzuleitenden Untersuchung niedergeschlagen würde. Allerdings rechnete er dabei auf seine Entlassung aus dem Staatsdienst, um die er selber einkommen wollte. Mit derselben war auch eine Schmälerung seiner Ein=

künfte verbunden; aber er konnte ja die Residenz verlassen und mit dem Rest des Vermögens in eine kleine Stadt ziehen, dort sich einschränken und durch wissenschaftliche Arbeiten sich zwar eine minder glänzende, doch ruhigere Existenz begründen. Es machte ihm sogar Vergnügen in seiner gegenwärtigen Lage diesen Gedanken immer weiter auszuspinnen und dieß künftige einsam beschauliche Leben gleichsam als eine Buße seiner Schuld zu betrachten, die er durch Gebet und religiöse Zerknirschung vollends dann zu tilgen glaubte. So schwankte der schwache, aber keineswegs verlorene Mann, der gewiß eher Mitleid als Verachtung verdiente, von dem Extrem der tiefsten Verzweiflung zu einer fast verhältnißmäßig behaglichen Stimmung, wobei die nothwendigen Uebergänge der schreienden Gegensätze nicht in jähem Sprunge, sondern in zerfließender Unbestimmtheit sich entwickelten und aufs neue Zeugniß für die mangelhafte Willenskraft des Charakters ablegten. — Unterdeß hatte der alte Präsident dem Fürsten Bericht erstattet und erwartete aus dem hohen Munde die Entscheidung. Dieser billigte die bisher befolgten Maßregeln und lobte das schonende Verfahren.

„Sie haben ihm hinlänglich Zeit gelassen?“

fragte er, einen bedeutsamen Blick mit dem würdigen Diener wechselnd.

„Ich habe alles gethan, was mir meine Pflicht gebietet und erwarte nur den Ausspruch Eurer Majestät.“

„Die Gerechtigkeit soll ihren freien Lauf haben, obgleich der Fall in mehr als einer Beziehung mich tief bekümmert und verletzt.“

Der Präsident verneigte sich, den Schmerz des Fürsten und seine Bedenken vollkommen theilend, aber innerlich erfreut, daß kein Machtwort dem Gange der Gerechtigkeit hemmend in den Weg treten sollte. Er hatte nur noch die traurige Verpflichtung, Reisland's Verhaftung anzuordnen und die ganze Angelegenheit den Händen des Staatsanwaltes zu übergeben. Darüber verging eine hinlängliche Zeit, welche der Angeschuldigte zur Flucht benutzen konnte. Ein anonymes Schreiben setzte diesen sogar von den betreffenden Maßregeln in Kenntniß; es war dieß der letzte Versuch, der öffentlichen Meinung eine Verhandlung zu entziehen, welche dem gesammten Richterstande zum Nachtheil gereichen konnte. Von welcher Hand auch die Warnung kam; sie war keineswegs in der Absicht ertheilt, um den Schuldigen zu retten, sondern mehr darauf berech-

net, ein Aergerniß zu vermeiden. Leider wiegte sich Reisland trotz der empfangenen Nachricht noch immer in einer gewissen Sorglosigkeit, so daß ihn seine Verhaftung ebenso unvorbereitet traf, wie die ganze Wendung seines Schicksals in den letzten vierundzwanzig Stunden. Er hatte noch immer nicht die Hoffnung auf einen günstigeren Ausgang aufgegeben; er sollte erst aus seiner Täuschung in einem Gefängnisse erwachen. Die Besetzung des Hauses vonseiten der Polizei, das Erscheinen des Staatsanwalts und einiger Gerichtspersonen, die Beschlagnahme und die Versieglung der betreffenden Papiere konnten auch der übrigen Familie nicht verborgen bleiben. Die Geheimräthin stieß einen lauten Schrei aus, als sie die grauenvolle Wahrheit in ihrem vollen Umfange erfuhr; eine wohlthätige Ohnmacht ersparte ihr den Schmerz der Trennung und ihm das Geständniß seiner Schuld vor der gesammten Familie. Martha beschäftigte sich mit der auf einen Stuhl hingesunkenen Mutter, während Eugenie in maßloser Heftigkeit sich an den Vater klammerte und nur mit schonender Gewalt von den Beamten entfernt werden konnte. Diese verließen endlich mit Reisland das Haus tief erschüttert bei der Ausübung ihrer traurigen Pflicht, hinter sich trostlose

Verwirrung und Verzweiflung lassend. Der Gefangene wurde in einen bereit stehenden Wagen gesetzt und ohne Aufsehen zu erregen vorläufig auf die Polizei gebracht. — Die Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelligkeit durch die ganze Stadt und erregte, wie man sich denken kann, das größte Aufsehen. Der Geheimrath war eine allgemein bekannte Persönlichkeit; er hatte bisher die größte Achtung genossen; auch stand er mit den angesehensten Familien der Residenz in Verbindung. Die Theilnahme sprach sich wie immer bei solchen Gelegenheiten in der verschiedensten Weise aus. Die höheren Stände, denen er angehörte, waren bestürzt über das Verbrechen eines Mannes, der bisher mit ihnen Umgang gepflogen hatte. Niemand hatte eine Ahnung von den zerrütteten Verhältnissen; das Ereigniß warf ein trübes Licht auf eine Welt voll Schein und Täuschung und deckte schonungslos mit einemmale die geheimen Schäden der Gesellschaft auf. Die große Menge genoß eine augenblickliche Befriedigung, daß die Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person verfuhr; die Meisten bedauerten die Angehörigen des Schuldigen und nur wenige empfangen wahres Mitleid mit dem Unglücklichen selbst. Die zurückgebliebene Familie machte all die trauri-

gen Erfahrungen, welche mit dem Mißgeschick fast stets verbunden sind und die Last desselben doppelt schwer empfinden lassen. Alte Freunde zogen sich zurück und flohen jede Berührung mit dem betroffenen Hause, von engherziger Furcht geleitet, um nicht auf eine oder die andere Weise in Anspruch genommen zu werden; nähere Bekannte fanden es unschicklich, sich den Betrübten aufzudrängen und flüchteten mit ihrem Egoismus hinter derartige Scheingründe. Die gemeine, menschliche Natur zeigte sich in all ihrer Nacktheit, aber auch die edleren Elemente fehlten nicht und nahten mit dem wohlthuenden Balsam des Trostes, mit aufopferndem Beistande und erhebendem Mitgefühl. Es liegt eine eigene, heilbringende Macht in der plötzlichen Erscheinung eines großen Unglücks. Das Schicksal scheidet in solcher Zeit an uns und unserer Umgebung, das Gold von der Schlacke, das Zufällige und Vergängliche von dem Wesentlichen und Ewigen. All die kleinen Schwächen, Mängel und Fehler fallen wie Spreu im Winde und nur der innere und bessere Kern geht aus diesem wahren Läuterungsprozeß in unantastbarer Kraft und Gediegenheit hervor. Das sollte die Geheimräthin und das ganze Haus derselben an sich erfahren; sie wurde, nachdem sie sich

von dem ersten betäubenden Schlage wieder erholt hatte, eine andere und bessere Frau; sie fand sich selbst im Unglück wieder und zugleich eine nie geahnte Selbstverleugnung. Keine Klage kam mehr über ihre Lippen; den unglücklichen Mann entschuldigte sie nicht nur vor der Welt, sondern auch in ihrem Innern, indem sie sich selbst, ihren gesteigerten Ansprüchen, ihren verkehrten Wünschen, die er aus mißverstandener Liebe unter jeder Bedingung zu erfüllen strebte, den größten Theil der Schuld beimaß; aber sie überließ sich darum nicht einer unthätigen Verzweiflung, sondern sie suchte theils in wahrhaft religiöser Hingebung an einen höheren Willen, theils in der strengsten Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten den inneren Trost, welchen uns kein Anderer zu geben vermag. Mit dieser geistigen Erhebung gewann sie auch eine nie geahnte Herrschaft über ihre körperlichen Zustände zurück. Nach und nach verschwand jenes Nervenleiden, das durch Unthätigkeit und müssige Einbildung bereits einen hohen Grad erreicht hatte. Es trat auch hier eine jener wunderbaren Heilungen ein, welche erfahrene Aerzte öfters bei außerordentlichen Unglücksfällen beobachtet haben und die sich auf ein plötzliches Aufraffen der bisher gelähmten Energie zurückführen lassen. In jeder

Beziehung würdig stand ihr Martha zur Seite; ihre edlen Eigenschaften des Herzens und des Geistes entfalteten sich umso schöner und kräftiger, je mehr dieselben durch die Ungunst der Verhältnisse herausgefordert wurden. Charaktere wie der ihrige erproben sich im Mißgeschick wie die Eiche im Sturm und stehen fest als eine Stütze und ein Schirm der Schwächeren da. Am wenigsten vermochte sich noch Eugenie in die veränderte Lage zu finden; sie litt auch am meisten, da der lachende Traum ihres Glükkes und ihrer Liebe zugleich betroffen und zerstört wurde. Was die ältere Schwester mit ahnendem Geiste vorausgesehen, geschah; Blumfeld bestand die Prüfung nicht und lockerte nach und nach das Band, welches Sinnlichkeit, Eitelkeit und Eigennutz geknüpft hatten, unter allerlei nichtigen Vorwänden. Geschah dieß auch in schonender Weise und mit dem Anstande, welchen der sogenannte gute Ton fordert, so war der Schmerz darum nicht minder groß. Vor sich selber suchte der Lieutenant sein Benehmen mit dem Phantom der Standesehre zu entschuldigen, die ihm seine Liebe zu opfern befahl, da er die unschuldige Tochter eines Verbrechers unmöglich zum Altare führen konnte. Martha hatte nun die doppelt schwere Aufgabe, ihr eigenes Leid zu tragen und

die verlassene Schwester außerdem zu trösten. Zum Glück besaß Eugenie ein Herz, das aus leichterem Stoff geformt, nicht unter dieser ersten Täuschung erlag, obgleich ihr Schmerz darum nicht minder lebhaft vielleicht, nur umso heftiger war, je kürzere Zeit er dauerte. — Am tiefsten wurde Friedrich von der Verhaftung des Vaters betroffen; im Augenblick hatte er alles vergessen, seine Verstoßung aus dem elterlichen Hause, das jahrelange Unrecht, welches er erlitten, den aufgehäuften Groll in seinem Herzen. Auf die erste Nachricht davon stürzte er, nur seiner unterdrückten Liebe und dem kindlichen Gefühle folgend, zu den Seinigen.

„Mutter! Mutter!“ rief er im herzergreifenden Tone. „Ist es wahr, was ich gehört habe?“

Ihr schmerzliches Stillschweigen bestätigte nur seine Befürchtungen. Er sprach nichts mehr, sondern ergriff ihre Hand, welche er mit seinen Thränen benetzte; sie vermochte ihm dieselbe nicht zu entziehen. Der Schmerz und das Unglück hatten sie mild gestimmt und der verlorene Sohn sank an das wieder geöffnete Mutterherz.

Nur ein stilles Schluchzen wurde gehört. —

So war der Friede der Familie durch das traurige Ereigniß wieder hergestellt: ein Sonnenstrahl

in der dunklen Finsterniß. Durch den Sohn gewann das ganze Haus einen festeren Halt, er war den Hilflosen im ersten Augenblick eine willkommene Stütze und besonders der noch schwachen Mutter ein wahrer Schatz in ihrer dermaligen Rathlosigkeit. Zunächst sorgte er für das Nöthigste; er tröstete, half und ordnete nach allen Seiten, wobei er an Martha einen tüchtigen Beistand fand. Sie wußte über alles Auskunft zu ertheilen, die Verhältnisse aufzuklären und besaß allein die nöthige Fassung, um das verwirrte Hauswesen nach wie vor zu leiten. Nachdem so das Nächste für die Zurückgebliebenen gethan war, beeilte sich Friedrich das Loos des gefangenen Vaters zu mildern. Noch war es ihm nicht gestattet, ihn zu sehen; auch hielt er den Zeitpunkt für eine gegenseitige Verständigung nicht geeignet, aber er that die nöthigen Schritte bei den Behörden im Vereine mit seinem Freunde Bormann, um eine vorläufige Freilassung gegen angemessene Bürgschaft zu ermöglichen. Beide erboten sich zu einer bedeutenden Kaution, die jedoch nicht angenommen wurde, dagegen wurde ihnen die möglichst schonendste Behandlung des Gefangenen zugesichert und die Hoffnung eröffnet, daß schon in den nächsten Tagen der Familie der Zutritt gestattet werden sollte. —

Tief erschütternd war dieß Wiedersehen. — Unter dem Gewicht der letzten Ereignisse war Reisland zusammengebrochen, seine hohe, imposante Gestalt geknickt, der Glanz seiner Augen erloschen, seine Wangen bleich und abgezehrt; aber auch ihn hatte das verdiente Geschick im gewissen Sinne veredelt und geklärt. Der aufreibende Kampf, welcher Monate lang gedauert hatte, war zur Ruhe gekommen; die Spannung hatte nachgelassen und seine zwar leidenden Züge drückten eine stille, fromme Resignation aus. Er hatte mit der Welt abgeschlossen, alle irdische Eitelkeit vollkommen abgestreift und den wahren Werth der Dinge kennengelernt. Rang, Stellung, Auszeichnung und Achtung, das Alles, worauf einst sein ganzes Streben gerichtet gewesen, war von ihm, wenn auch durch eigene Schuld, abgefallen und nichts übrig geblieben als die Liebe der Seinigen, die Treue der Familie und die Hoffnung auf die himmlische Barmherzigkeit. — Der Beamte, in dessen Gegenwart das Wiedersehen stattfand, hatte sich schonend so weit zurückgezogen, als dieß seine Pflicht gestattete, um durch seine Anwesenheit den ersten Erguß nicht zu stören. Ein freundlicher Sonnenstrahl drang durch die eisernen Gitter und beleuchtete die einfachen weißen, aber reinlichen Wände des Gefängnisses. Reisland

hatte eine Bibel verlangt, die ihm auch gestattet wurde; die Seinigen fanden ihn beim Lesen des heiligen Buches; er hatte die Psalmen aufgeschlagen und schöpfte Trost und Frieden aus den Worten des königlichen Sängers.

„Selma!“ rief er überrascht beim Eintritte der Frau und seiner Kinder. „Du kommst zu mir, Du hast mir vergeben? O! das ist mehr, als ich erwarten durfte.“

„Was die Liebe verschuldet hat, weiß auch die Liebe zu verzeihen. Klage Dich nicht an, denn auch ich trage schwer mit an Deiner Schuld.“

Er hatte Vorwürfe erwartet, verzweifelte Ausbrüche des tiefsten Schmerzes und fand die hingebendste Liebe und eine Fassung, die alle seine Hoffnungen bei weitem überstieg. Die Rührung überwältigte ihn und weinend drückte er die treue Gattin an sein Herz. Seine Thränen flossen, nicht mehr die Thränen der Trauer, sondern der himmlische Thau, der den Unglücklichen erquickt und die verdorrten Blüten des Gemüthes wieder aufrichtet. Er hatte ihre Hand ergriffen, die er nicht mehr losließ und mit seinen Küssen bedeckt. Noch wagte Friedrich nicht hervorzutreten, sein Anblik wurde durch Martha und Eugenie, welche den Vater umringten, verdeckt; er

hielt sich im Hintergrunde so lange verborgen, bis die Mutter für ihn gesprochen haben würde. Sie that es und pries dem staunenden Reisland die Hingebung und Selbstverleugnung des Sohnes, dessen Aufopferung sie ihm nicht genug zu rühmen wußte. Die Worte der Frau schmolzen das Eis, welches sich um das Vaterherz im Lauf der Zeit gelagert hatte, wie linder Frühlingshauch hinweg; sein väterliches Gefühl erwachte mit verdoppelter Stärke. Das Unglück hatte ihn ohnehin weicher und nachgiebiger gemacht, nachsichtig mit den Schwächen Anderer, da er selbst sich nicht frei wußte von schwerer Schuld. Nur die Scham hielt ihn noch zurück, der Gedanke, vor dem Sohn erröthen zu müssen: aber auch diese mußte überwunden werden.

„Wo ist er?" fragte der Gefangene, seine Arme ihm entgegenbreitend.

Die Mutter führte ihn an ihrer Hand dem Vater zu, der mit zitternden Armen ihn umschlang.

„Gott segne Dich," stammelte der Unglückliche tief ergriffen, „Gott segne Dich, mein Sohn!"

Die untergehende Sonne goß vor ihrem Scheiden durch das niedere Fenster ihre flammende Purpurglut und verwandelte das Gefängniß in ein strahlendes Heiligthum, in eine stille Friedenskirche, wo die Liebe und Versöhnung ihre heiligen Mysterien feierten. Auch

hier war Gott und der Gefangene fand das wahre Glück im Kerker wieder, das er draußen in der großen Welt verloren hatte. — Die eintretende Dämmerung erinnerte erst an die Trennung, welche alle Anwesenden vergessen zu haben schienen, bis der Wache haltende Beamte sie wiederholt daran mahnte.

Reisland blieb allein zurück, aber er war nicht mehr elend. Mit Geduld und Sanftmuth ertrug er sein Geschick, mit Ergebung sah er die Entwickelung eines körperlichen Leidens, das die Folge seiner vielfachen Gemüthsbewegungen war und seine baldige Auflösung herbeizuführen drohte. Mit jedem Tage wurde er schwächer, so daß er in die Krankenanstalt des Gefängnisses gebracht werden mußte. Bald konnte er nicht mehr das Bett verlassen, von dem die treue Gattin nicht mehr weichen wollte. Sie hatte die Erlaubniß sich erwirkt, ihn pflegen zu dürfen und lebte nur noch dieser Pflicht; Tag und Nacht wachte sie bei ihm, ohne ihre früheren Leiden und die eigene Schwäche zu bedenken. Sie reichte ihm die Medizin, las ihm aus seinem Lieblingsbuche der Bibel vor und ertrug jedes Opfer mit hingebenster Geduld und Liebe. Nur zuweilen durfte Martha, wenn die Erschöpfung sie zu überwältigen drohte, die Mutter ablösen. Oefters kam auch Friedrich mit seiner Frau

und dem Kinde, das Reisland unendlich liebgewann; er küßte seinen Enkel und segnete im Stillen die junge Menschenpflanze, indem er ein glücklicheres Loos als das seinige für sie vom Himmel flehte. Der würdige Prediger, der sein alter Freund und zugleich der Seelsorger des Gefängnisses war, verweilte gern und häufig an dem Lager des Kranken, Trost und Frieden in die Seele desselben gießend und seine Gedanken immer mehr auf das Ewige und Unsterbliche hinlenkend.

Sein Tod kam in einer stillen Abendstunde und befreite ihn zugleich aus dem Gefängnisse und von der Schande eines, wie sich voraussehen ließ, schimpflichen Urtheils; er starb bei vollem Bewußtsein in den Armen seiner treuen Gattin, welche ihm die Augen zudrückte. Nur die nächsten Angehörigen folgten der Leiche, welche still nach seinem Wunsche auf dem Armenkirchhofe begraben wurde; von seinen vielen Freunden war keiner erschienen; die Meisten wußten nicht einmal, daß er gestorben war. Man vergißt die Unglücklichen und Todten schnell in einer großen Stadt. Unter den Leidtragenden bemerkte man den Fabrikherrn Bormann, der seinen Freund Friedrich am Arme führte. Die Geheimräthin überlebte ihren Mann nur noch kurze Zeit; sie folgte

ihm still ergeben nach. Mit seinem Tode brach ihre Energie zusammen und ihr wirklich schwacher Körper erlag den vielfachen Leiden, die sie in so kurzer Zeit erfahren hatte.

Mit Hilfe des Bruders sorgte Martha für das Andenken des Vaters und bezahlte die Schulden desselben, um den Beeinträchtigten den Schaden zu ersetzen. Die Villa wurde zu einem guten Preise noch verkauft und mit dem erlösten Gelde das Vermögen der übervortheilten Mündel wieder hergestellt; auch der Viktualienhändler Stiefke erhielt seine fünfhundert Thaler zurück, die er zweckmäßig in Grundbesitz anlegte. Lieutenant Blumfeld hatte die Tochter des Herrn Hirsch geheiratet, welche sich taufen ließ und ihm eine reiche Mitgift brachte. Wie die Chronique scandaleuse behauptet, sollen jedoch die jungen Eheleute nicht im besten Einvernehmen leben, da Blumfeld seine Frau vernachlässigt und ein Verhältniß mit einer renommirten Operntänzerin angeknüpft hatte. —

Ein Jahr nach diesem Ereignisse besuchte Martha das Grab ihrer Eltern auf dem Armenkirchhofe; die grünen Hügel waren auf ihre Veranlassung mit Blumen und Epheu bepflanzt; sie legte frische Kränze auf die einfachen Leichensteine und benetzte sie mit

ihren Thränen, den Zoll ihrer kindlichen Liebe darbringend. Beim Weggehen reichte sie ihre Hand einem Manne mit wehmüthigem Lächeln. Das reinste Glück strahlte aus ihren Augen, als sie zu dem treu gebliebenen Geliebten emporblickte, der, wie man wohl errathen haben wird, kein Anderer als der wackere Bormann war. Beide falteten die Hände zum stillen Gebet. In diesem Augenblick drang die Sonne aus dem bisher finsteren Gewölk des Himmels und ihr Licht vergoldete die schwarze Inschrift auf dem Leichensteine des Geheimraths und die bedeutungsvollen Worte: „Führe uns nicht in Versuchung.“

Ende.

Prag 1857. Druck von Kath. Gerzabek.